

VÖLKERKUNDLICHER STREIFZUG DURCH DIE DOBRUDSCHA

Von Dr. G. A. Küppers–Sonnenberg, Müden.–Oertze

Erschienen im Jahrbuch der Dobrudschadeutschen 1959, 1960, 1962 und 1963
in 4 Teilen



Völkerkundlicher Streifzug durch die Dobrudscha

von

Dr. G. A. Küppers / oe

Mit versiegelter Kamera durchs Eiserne Tor

Rückblick

Wir schreiben das Jahr 1958. Erst jetzt komme ich dazu, Erlebnisse und Forschungsergebnisse von Reisen durch den Balkan und Donaauraum aufzuarbeiten, die um mehr als! 20 Jahre zurückliegen. Die Schriftleitung des Dobrudschajahrbuches gibt mir die Möglichkeit, die zweite meiner fünf Vorkriegsreisen aufzuarbeiten, soweit es die Durchquerung des Donaudeltas betrifft. Ich weiß, mit welchen Opfern Herausgabe und regelmäßiges Erscheinen des Dobrudschajahrbuches verbunden ist. Um so dankbarer begrüße ich die gebotene Möglichkeit. Zweiundzwanzig Jahre trennen mich von jenen Abenteuern, die mich aus Jugoslawien nach Basiasch und über Orzsova nach Bukarest, von dort in die Dobrudscha und, nach Deltadurchquerung, durch Bessarabien führten. Die Reise wurde in einem schweren und bereits ausgeleierte Essex Super Six unternommen. Sie hätte beinahe am und im Pruth ihr Ende gefunden, doch schleppte sich das alte Fahrschulauto von einer Panne zur anderen, nachdem der bessarabische Löß die Kolben vollends ausgefressen und den Benzinverbrauch ins Überdimensionale gesteigert hatte, durch die Karpaten, sogar die hohen Karpaten und kam in der Garage eines deutschen Schlossermeisters in Radautz zum Erliegen. Die Rückreise nach Deutschland mußte kläglich und unzünftig im . . . D-Zug durchgeführt werden.

Über zwanzig Jahre trennen mich von jener Zeit. Diese zwanzig Jahre sind mehr als eine Zeitkluft. Ein Abgrund liegt zwischen damals und heute. Ein Weltuntergang.

Der Orkan geschichtlichen Geschehens hat die Verhältnisse der bereisten Gebiete von Grund auf verwandelt. Wir selbst sind nicht verschont geblieben. Bald nach meiner letzten Balkanreise setzten sich die Trecks in Bewegung, die Ströme der Flüchtlinge, Menschen, die ich als Könige auf unermeßlichen Ländereien antraf, fand ich als Bettler in meiner zerstörten und gevierteilten Heimat wieder, die aus dem „Hundertjährigen Reich“ des Nationalsozialismus zu einer Parianation geworden war, die das Diktat einer Totalniederlage und Totalkapitulation hatte hinnehmen müssen.

Mir selbst wurde mit dem Forschungsgebiet Südosteuropa die Möglichkeit zu einer erfolgreich begonnenen Lebensarbeit zerschlagen. Mein völkerkundliches Thema und der „Sonderauftrag“, den ich vom Museum für Völkerkunde in Berlin, vom Kaiser—Wilhelms—Institut für Anthropologie in Dahlem und vom Phonogrammarchiv erhielt, lautete: die vom Kulturzusammenstoß bedrohte untergehende Welt alter, bodenständiger Volkskultur noch einzufangen mit den Mitteln der Foto- und Phonographie, mit Daktyloskopie und durch Feldforschung sowie Sammlung von Geräten der materiellen Kultur. Ein dankbarer Auftrag. Und eine gute Ablenkung von den politischen Gewaltsamkeiten der Zeit, die ich als alter Wandervogel nicht vollauf bejahren (allerdings ebenso wenig vollauf verneinen) konnte.

Die Welt, die ich 1936 durchstöberte, an deren selbstsicherem Bestand ich mich vielfach erfreuen konnte, ist nicht mehr. Daß ich selbst dem Chaos entinnen konnte, verdanke ich einer seltsamen Verkettung von Umständen. So auch, daß ich von den damaligen Fahrten einiges habe retten können.

Vieles ist untergegangen. Selbst die Erinnerung ist schon stark verblaßt. Wer könnte die Eindrücke vieler Autostreifen, die durch viele Landschaften führten, mit Hunderten von Menschen in Verbindung brachten, bis in Einzelheiten genau im Gedächtnis behalten?

Einiges allerdings konnte gerettet werden. Die Bordtagebücher sind erhalten geblieben. Das ist nicht viel. Sie geben Kunde von den zurückgelegten Strecken, Benzinstände, Uhrzeiten, angelaufene Ortschaften, in Andeutungen Erlebnisse. Die Aufzeichnungen wissenschaftlicher und volkskundlicher Art sind meist verloren. Dagegen ist das umfangreiche Fotoarchiv in über 10 000 Negativen erhalten geblieben. Verloren sind unterwegs gedrehte Filme und leider auch sämtliche auf Wachswalzen aufgenommene Lieder.

So stehe ich nun, beim Beginn dieser „Reise aus der Rückschau“, vor der Notwendigkeit, die kargen Anhalte zu benutzen, das schon reichlich verblaßte Erinnern zu stützen und, vorn Erlebnis her, so gut es gehen mag, zu einem Ganzen abzurunden. Mir selbst ist es eine Freude und Befriedigung, Erlebtes endgültig (und hoffentlich auch gültig) einzufangen. Die Landschaft der Dobrudscha und des Donaudeltas, dem europäischen Vorstellen kaum zugänglich, kann dem europäischen Bewußtsein nähergerückt werden in ihrer Schicksalsgeladenheit und Bedeutungsträchtigkeit; handelt es sich doch um eine neuralgische Reizstelle besonderer Art im gesamteuropäischen Lebensorganismus. Für die Donau-Deutschen, insbesondere die Dobrudscha-Deutschen, wird mit dieser Arbeit ein Erinnerungshalt geschaffen. In ihnen lebt die Dobrudscha gewiß sehr viel intensiver als in mir, der ich sie nur durchstreifen konnte. Sie sind der Landschaft tief verwurzelt. Aber der Reisende mit Spürsinn für das Verhältnis des Menschen zur Landschaft kann wohl auch dem wurzelhaft Landschaftsverbundenen neue Blicke für alte Gegebenheiten öffnen.

Die Anreise

Am 21. Mai 1936 startete unsere kleine Expedition zur großen Fahrt, ausgerüstet mit einem Fahrschulwagen Essex Super Six. Die erste Balkanfahrt 1935 in einem alten Opelkabriolett, das ständig überbeansprucht war, legte nahe, einen geräumigen, strapazierfähigen Wagen zu wählen. Da nicht viele Geldmittel zur Verfügung standen, mußte ein gebrauchter Wagen gewählt werden. Diese Sparsamkeit am falschen Fleck sollte teuer bezahlt werden. Sie sorgte für mancherlei Pannenabenteuer, die gewiß eine Reise beleben können, vom wissenschaftlichen Zweck aber ablenken. Zur dritten Reise 1937 stellte dann die Hanomag einen fabrikneuen Wagen „Rekord“ mit vollautomatischer Kupplung zur Verfügung, der alle weiteren Reisen gut überstand, 1945 aber den Russen in die Hände fiel bei deren Einbruch und Vorstoß auf Berlin. Heute lebe ich von Erinnerungen an frühere Autofahrten.

Natürlich gehörte wieder ein Zelt zur Ausrüstung und zum Zelt die Luftmatratzen. An wissenschaftlichen Geräten gingen mit: ein altes Edisongrammophon zur Aufnahme von Liedern, ein Stempelkissen mit schwarzer Tusche zur Herstellung von

Handabdrucken für anthropologische (daktyloskopische) Forschung und mehrere Kameras, darunter eine fabrikneue Kinexakte, die bald Defekt zeigte und zurückgeschickt werden mußte. Erst in Konstanz traf das Ersatzgerät bei uns ein. Bis dahin war eine Voigtländer Rolleikord unsere Aushilfe und Retter aus der Not. Auch eine Schmalfilmkamera gehörte zur Ausrüstung.

Die Expedition bestand außer mir als dem Leiter aus meinem ältesten Sohn Reinhart (der bald nach seiner letzten Reise in den Balkan, 1939, am zweiten Tag des Zweiten Weltkrieges gefallen ist) und meiner ältesten Tochter Heimtraut. Sie war ausdrücklich engagiert als „Küchenleiterin“. Ihre Passion für Pferde und ausgesprochener anderweitiger Tatendrang ließ es ratsam erscheinen, Küchenansprüche so weit als möglich einzudämmen. Die unterwegs gefundene Gastfreundschaft tat das ihre, Magenfragen zu keinem Problem werden zu lassen.

Für den ersten Teil der Strecke bis Preßburg war meine 1941 verstorbene Frau Maria Begleiterin, deren persönlichem Einsatz sämtliche Balkanfahrten entscheidende Förderung verdanken.

Der Anweg über Schlesien (Zobten), die Tschechoslowakei (mit reichen volkskundlichen Funden in Prag und Brünn), sowie Ungarn (diesmal machten wir keinen Abstecher in die Pußta) verlief ohne Zwischenfall. Erst bei Horgos, beim Übergang nach Jugoslawien, beginnt, ganz unbegreiflich, das Abenteuer.

Jugoslawien empfindlich? — Die große Überraschung

Am 9. Juni 1936, genau um zwölf Uhr, brechen wir von Budapest auf. Wenn wir auch eilig streben, ins Arbeitsfeld, den „Balkan“, hinunterzukommen, lassen wir uns doch Zeit, rechts und links der glatten Decke der Straße (eines Abschnitts der großen Südost-Transversale) erste Versuche mit Farbfotos und Farbfilm zu machen. Reinhart, passionierter und fachlich in Ausbildung begriffener Gärtner, benutzt die Gelegenheit, zu botanisieren. Er hat schon auf der ersten Reise manch interessanten Fund gemacht. Die Pflanzenwelt Nordeuropas bleibt hinter uns. Vom Mittelmeer kommen uns neue Pflanzengemeinschaften entgegen.

Der Grenzübergang bei Horgos wickelt sich glatt ab. Die Ungarn verabschieden uns stramm grüßend; ebenso werden wir von den Jugoslawen empfangen. Hinter Kanjija schlagen wir unser Lager auf. Wir sind angekommen im „Gelände“. Die Batschka empfängt uns. Wir feiern Wiedersehen mit dieser Landschaft, deren Art und Schicksal wir im Vorjahr so eingehend kennen lernten.

Am Himmel sind mit feinem Pinsel zarte Windbesen auf die Seidenbläue des Azurs gemalt. Die Luft ist erregt vorn Geschmetter und Trili der Lerchen. Wir atmen auf. Wir fühlen uns angekommen. Wir sind versucht zu sagen: Endlich daheim!

Weizenfelder, so weit wir schauen können. Wir rasten auf einer grünen Insel in diesem unabsehbaren Weizenmeer, das der Reife entgegengeht. Der Reife und damit der Ernte. Zu unseren Aufgaben wird es gehören, die Erntebräuche und Erntemethoden, Schnitt des Getreides, den Drusch, die Säuberung, die Stapelung und schließlich die Verarbeitung näher kennen zu lernen.

Tagebucheintragung vom 10. Juni: „Filmen auf der Straße nach Senta (wo im vergangenen Jahr das Differential durch zähen Schlamm durchgeschliffen wurde). Weidende Herden, Hufe im Staub: ein Mann auf einem Schienenfahrrad. Ein reizvolles filmisches Motiv. Wir folgen dem Mann auf der Draisine bis vor Senta. Zweimal konnte er uns entkommen, weil wir aufgehalten wurden. Nun holen wir ihn kurz vor Senta wieder ein. 12 Meter vom 2. Film sind verbraucht. Der Mann hält bei der Schranke. Und an der Schranke steht — Polizei!

Polizei? Sie bittet uns zur Wache. Wir sind flankiert von Polizisten. Rechts ein Polizist, links ein Polizist. Was bedeutet das? Wir sind uns keiner Straftat bewußt. Und: wir haben im vergangenen Jahr Jugoslawien als Freunde verlassen. So glaubten wir, auch als Freunde wieder empfangen zu werden.

Zum Stadthaus. Wir kommen vor den Polizeikapitän. Wir treten ein. Der Kapitän, sehr laut, bedeutet uns, daß er beschäftigt ist. Warten! Draußen!

Also warten wir. Dann werden wir vorgelassen; vorgelassen und heftig angefahren. Ob wir gefilmt haben? Ja. Ob wir fotografiert haben? Ja. Ob wir Ausweise zum Filmen und Fotografieren besitzen?

Ausweise? Aber wir haben im vergangenen Jahr im ganzen Land ungehindert arbeiten können! Seit wann denn das verboten ist?

Der Kapitän wird heftig. Zwei Damen legen sich für uns ins Zeug. Der Dolmetscher Schwarz ist eklig. Hätten wir wissen müssen, Bestimmungen fürs Grenzgebiet. Sämtliche Kameras sind abzuliefern. Um halb sechs Uhr wiederkommen.

Ich verlange, nach Belgrad telefonieren zu können. Wird nicht bewilligt.

Wir kommen um halb sechs Uhr nachmittags. Nichts ist erledigt. Ich erhalte für die abgelieferten Kameras eine Quittung. Soll mir die Kameras bei der Filmzentrale in Belgrad wiederholen. Kann mich frei bewegen. Eine der Frauen, eine Jüdin, fließend deutsch sprechend und in dieser Umwelt recht gebildet und menschlich gewinnend, lädt uns zu Gast. Sie stellt für die Übernachtung einen Raum zur Verfügung. Außerdem nimmt ein Journalist sich unser an, er arbeitet für ein ungarisches Blatt in Subotica. Ungarn, Serben, Kroaten, Juden, Donauschwaben, Rumänen: wir haben das Pandschab, das Fünfstromland und die Vielvölkerecke des Donautieflandes erreicht. Zunächst aber sitzen wir fest. Das heißt, wir können uns frei bewegen. Aber unser Auto ist im Hof des Stadthauses untergebracht.

Professor Big, so heißt der ungarische Journalist, ein Gymnasialdirektor a. D. bemüht sich rührend. Die Kinder sind bei Frau Pillicher, der Gastgeberin untergebracht. Heimtraut ist ausgerückt, als mein Wortwechsel mit dem Kapitän heftig wurde. Sie heult und findet Trost bei Frau Pillicher.

Prof. Big erreicht endlich, daß das Auto freigegeben werden soll. Er sucht den Polizeichef noch abends, findet ihn endlich in einer Cafana. Der Kapitän stellt einen Revers an die wachhabenden Polizisten aus, das Auto freizugeben. Wir wollen so schnell wie möglich weiter. Ich muß nach Belgrad, bevor ich arbeiten kann. Außerdem ist unser Besitz an Dinaren erschreckend gering.

Aber die Polizeiwache im Rathaus kümmert sich nicht um das Schreiben des Polizeichefs. Es fehlt der Stempel. Lesen können die Leute wahrscheinlich nicht, meint

spöttelnd der Gymnasialdirektor a. D. Aber Stempel wirken Wunder. Mit Stempeln kann man alles erreichen.

Also besteht das Problem, mitten in der Nacht einen Revers mit möglichst vielen Stempeln zu erreichen. Ein Königreich für einen Stempel! Der Stempel ist im Stadthaus. Müßte der Kapitän ins Stadthaus. Wenn Mohammed nicht zum Berg kommt —.

Es gelingt Prof. Big, einen der Polizisten zu veranlassen, mit ins Caféhaus und zu seinem Kapitän zu kommen. In Ordnung: das Auto ist freigegeben!

Trotzdem ziehen wir nun vor, die Nacht in Senta zu bleiben.

Am 11. Juni ist Neusatz (Novisad, Ui vedek) erreicht. Wir haben bisher ziemlich genau 2000 km zurückgelegt. Neusatz ist der Schlüssel zur Batschka und der große Übergang über die Donau, von Ungarn her. Noch vor der Abfahrt von Senta traf ein Telegramm der Filmzentrale in Belgrad ein, daß unsere Filme beschlagnahmt seien. Wir müssen also nach Belgrad, schon um die Filme freizubekommen.

In Belgrad können wir uns frei bewegen. Aber —: es fehlt an Bewegungsgeld. Unsere Devisen sind für Bukarest und Sofia angewiesen. Ich muß die letzten 20.— Reichsmark einsetzen. Das bringt nicht viel an Dinaren.

Immerhin: Neusatz ist Sitz des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes und einer deutschen Zeitung, des Volksblattes. Dessen Herausgeber, Dr. Perz, lädt uns ein zu einem Ausflug in die Fruschka Gora, ebenso nach Peterwardein in eine Tscharda. Es gibt da guten Wein, guten Schinken, gutes Brot und frischeste Radieschen von erstaunlicher Größe. — Wir lagern, solange wir uns in Belgrad aufhalten, bald an der Save, bald auf der „Schweineinsel“ in der Savemündung. Über Pantschowa, Werschetz und Karlsdorf erreichen wir endlich am 24. Juni die rumänische Grenze.

Kameradefekt, Filmbeschlagnahmung, Devisennöte

Vor der Einreise nach Rumänien bleiben einige Ereignisse und Erlebnisse nachzutragen. Die Hauptbordkamera, die Kinexakte, fabrikneu, hat unterwegs Ladehemmung gezeigt. Ich mußte sie zurückgehen lassen nach Deutschland. Das Werk erhielt die Anweisung, sie beschleunigt zu reparieren und nach Belgrad nachzusenden. Das Werk stellte großzügigerweise eine neue Kamera sofort zur Verfügung, doch traf diese so spät erst in Belgrad ein, daß wir sie dort nicht mehr einlösen konnten, auch wegen zu hoher Zollgebühren. Ich mußte sie nach Rumänien weiterleiten. Hier erreichte sie uns dann endlich am Schwarzen Meer in Konstanz.

Die in Senta beschlagnahmten Kinofilmstreifen und Negativrollen blieben zunächst beschlagnahmt. Gefahr bestand, daß unsere gesamte Fotoausrüstung der Beschlagnahme verfiel, da wir gesündigt hatten, in dem wir im Grenzgebiet eine Eisenbahnstrecke fotografierten. Daß dies in aller Öffentlichkeit und unter den Augen der Gendarmerie geschah, befreite uns nicht von dem Verdacht, Spionage zu treiben; ein Erlebnis, das auch auf späteren Reisen noch oft wiederkehrte und Radio Kattowitz 1939 triumphierend mitteilen ließ: der deutsche Balkanspion Küppers ist verhaftet worden.

Die auf dem Negativmaterial festgehaltenen Szenen waren genau verbucht. Übereinstimmung der Buchung mit dem Inhalt konnte festgestellt werden. Trotzdem mußte erst der gesamte Apparat der jugoslawischen Pressedirektion, der deutschen Gesandtschaft

und jugoslawischer wissenschaftlicher Stellen aufgeboten werden, die Freigabe der beschlagnahmten Kameras zu bewirken. Das Filmmaterial wurde nicht ausgehändigt.

Durch diese zeitraubende Panne wurde unser kärglicher Devisenvorrat gänzlich ausgeschöpft. Vor Ausreise nach Rumänien war Generalüberholung des Wagens erforderlich. Die Garage Finger, eine der modernsten des Balkan, sprang ein wie im Vorjahr, mit vollem Verständnis für unsere prekäre Lage. Sie hatte uns 1935 ihre Gartenwiese zum Zelten zur Verfügung gestellt. Diesmal nächtigten wir vor der Stadt an der Save. Zum Glück war Dr. Perz, Herausgeber des Deutschen Volksblattes in Neusatz, bereit, Reiseberichte zu bevorschussen. Bereits im Vorjahr hatte er mir durch seine Aufträge die Möglichkeit gegeben, die Batschka in meine Arbeiten einzubeziehen und bei den Schokazen Museumseinkäufe zu machen. Dafür konnte ich ihm für das Volksblatt und die Kalender des Schwäbisch-deutschen Kulturbundes Fotos aus vielen deutschen Gemeinden zur Verfügung stellen, die so einander zum ersten Mal im Bild entgegentraten.

Die Härte der Devisenlage zwang auch zu äußerster Sparsamkeit in der Lebenshaltung. Der Tagesbedarf wurde auf dem Markt eingekauft, mit billigem Obst, gutem weißen Brot und frischen Eiern gedeckt. Im Stillen erhofften wir eine Einladung, sozusagen angewiesen auf Gastfreundschaft; und durften doch nach außen, hin nicht zu erkennen geben, wie sehr wir den Schmachtriemen hatten anspannen müssen.

Sorge bereitete mir nicht zuletzt unser Auto, das sich als Benzinfresser erwies. Als wir den Benzinverbrauch auf die zurückgelegte Strecke umrechneten, ergab sich ein Benzinverzehr von 16,85 Liter auf 100 km. Das aber bedeutete für die ganze Reise: Drosselung aller persönlichen Ausgaben, um dieses Vielfraßungeheuer über die schlechten Wege und großen Entfernungen des Balkans hinüberzubringen.

Am 18. Juni telegraphiere ich von Belgrad noch einmal nach München: Eildrahtet Bescheid wegen Kamerareparatur. Die Kinder sind während meiner tagelangen Bemühungen in Belgrad in Neusatz geblieben, beschäftigt mit Wagenwäsche, Tagebuchführung und — Sprachübungen. Mit Eifer wird gezählt, die Wochentage, die Redewendungen des täglichen Umganges erlernt. Hat aber alles keine größere Bedeutung, da wir in diesem Jahr ja Jugoslawien bald verlassen werden. Ich lasse einen Scheck auf Dinar, der endlich eingelangt ist, zurückgehen, da ich durch Umwechslung einen Kursverlust von 1800.— Dinar gehabt haben würde. Die nächsten Devisen sind nach Bukarest und Sofia geleitet worden. Bis Bukarest ist ein weiter Weg. Wie werden wir die Strecke bis dahin mit unserem Benzinsäufer überwinden? Wir dürfen, sozusagen, keinen Dinar und keinen Leu für persönliche Bedürfnisse ausgeben. Aber wir müssen doch leben. Von Bukarest trennen uns 800 km Luftlinie, im Gelände mit Wegen und Umwegen 1000 km, umgerechnet auf Benzin rund 200 Liter.

Am 18. Juni (dem 19. Tag der Reise, die sich an Pannen und Aufhalten zu verbluten droht, denn jeder Tag Zeitverlust ist Arbeitsverlust) setzt sich Dr. Hribotschek von der deutschen Gesandtschaft noch einmal mit der jugoslawischen Pressedirektion in Verbindung und will offiziellen Schritt veranlassen, wenn keine Entscheidung erfolgt. Am 19. Juni bemüht sich Dr. Sthamer der Gesandtschaft bei Herrn Lukowitsch. Er erhält die befreiende Antwort, daß der Auftrag bereits erteilt ist, die Kameras herauszugeben und die Angelegenheit zu den Akten zu legen.

Man wird verstehen, nach soviel hemmenden Tagen, wie wir darauf brannten, endlich weiter und an die eigentliche Arbeit zu kommen.

Der Zöllner von Basiasch hat Zahnschmerzen

Eintragung v. 21. Juni: Wir zelten auf der Schweinewiese vor Belgrad. Es gibt Reis mit frischen Himbeeren. Heimtraut stochert mit dem Rührlöffel im Topf herum. Sie wirft einen Blick aus dem Zelt: am Strand treiben Burschen Pferde in die Schwemme. Auch das noch. Ich hätte es mir denken können. Der Rührlöffel steckt im Brei, Heimtraut sitzt auf einem der Pferde, prescht in die Save hinein. Die Burschen mit Hallo hinter ihr. Ein zweites Pferd tollt hinterdrein.

Heimtraut zur Rechenschaft ziehn wegen Pflichtvergessenheit? Der Reis, von mir zu Ende gekocht, ist angesengt. Heimtraut ist ganze siebzehn Jahre alt. Siebzehn Jahre!

An diesem gleichen Tag überrascht uns in Pantschewo im jugoslawischen Banat ein Sonnenwendgewitter. Wir halten soeben vor dem Haus von Dr. Awender, einem Arzt und Führer der „Jungen“, die in erbittertem Ringen liegen mit den „Alten“. Generationenproblem unter den Donauschwaben, zugleich aber auch ein Weltanschauungsgegensatz zwischen Idealisten und Realisten, zwischen Tradition und Revolution.

Das Auto ist eben abgestoppt. Kaum ist das Haus betreten, geht ein Wolkenbruch mit Hagelschlag nieder, wie er hier in Jahren nicht erlebt wurde. Im Nu ist die Straße mit Eis bedeckt. Die Hagelkörner sind walnußgroß. Reinhart kann nicht mehr ans Auto, Heimtraut kann nicht aus dem Auto. Wird das Verdeck standhalten? Blätter, ja selbst Äste sind von den Bäumen gefegt. Stämme sind glatt entrindet.

24. Juni: Um 11 Uhr vormittags ist die Donau erreicht. Vom Grenzhaus bei Basiasch bis zum Zollhaus steigt ein Soldat mit Gewehr aufs Auto. Zollabfertigung. Unser Auto hält vor dem massiven Gebäude. Der Zollbeamte läßt auf sich warten. Es ist Mittag. Die Zollformalitäten sind nicht einmal begonnen. Das wird an der Mittagspause liegen. Es wird Nachmittag. Nichts rührt sich.

Daraufhin spreche ich energischer im Büro vor. Wir müssen so schnell wie möglich nach Bukarest.

So, nach Bukarest? Ja, die Zollerledigung ist schwierig. Der Zollbeamte stöhnt über Zahnschmerzen.

Zahnschmerzen? Dem Übel kann abgeholfen werden. Wir kramen die Bordapotheke vor. Stark ätherische Tropfen auf die Nasenschleimhaut kann die Schmerzen sofort betäuben. Auch Hoffmannstropfen haben lindernde Wirkung.

Wir versuchen das eine und das andere. Die Zollformalitäten kommen nicht vom Fleck. Wir sind bereit, die ganze Bordapotheke auszuräumen. Die Hände des Zöllners rühren sich nicht. Die Schmerzen liegen auch nicht in den Zähnen. Inzwischen haben wir erfaßt, daß sie tiefer, daß sie sozusagen in der Seele liegen. Außerdem liegen sie in der Geldbörse des Zöllners, die leer zu sein scheint. Aha: Bakschischschmerzen!

Unsere Bemühungen mit der Hausapotheke führen zu keinerlei Beschleunigung der Zollabfertigung. Es zeigt sich, daß die Zahnschmerzen sehr problematischer Natur sind. Sie können nur in der nahen Kreisstadt operativ behoben werden. Es fehlen aber die Fahrkosten in die Kreisstadt; das Einkommen eines Zollbeamten, fern von Bukarest, ist

erschreckend niedrig. Die Tränen stehen dem Zöllner fast in den Augen.

Wir haben Mühe, ein Lachen zu verbeißen. Inzwischen ist uns eindeutig klar geworden, daß hier nur durch Bakschisch die notwendige Beschleunigung erreicht werden kann. Aber wir können und wollen kein Schmiergeld zahlen.

Am späten Nachmittag, als der Zollbeamte einsehen muß, daß nichts unsere Geldbörse zum Fließen bringen kann, kommt ihm der rettende Gedanke. Er setzt zum äußersten Druck an: Dann muß ich eben die Kameras einbehalten!

Hoho. So etwas hatte uns ein heimkehrender Globetrotter an der Grenze prophezeit, der eine Kamera eingebüßt hatte. Wir zeigen uns aber auch hier schwerhörig: Ausgeschlossen! Wir sind in Bukarest gemeldet, bei der Pressedirektion. Wir müssen so schnell wie möglich nach Bukarest!

Zuletzt müssen wir auf einen Kompromißvorschlag eingehen: sämtliche Kameras und Filme werden in eine Kiste verstaut. Die Kiste wird hinten aufs Auto montiert und behördlich versiegelt. Die Zentralverwaltung in Bukarest erhält Nachricht, daß die Kiste entsiegelt werden muß. Aufbruch der Siegel zieht Entzug der Fotoerlaubnis und Landesverweisung nach sich.

Die „Zollabfertigung“, einzig in ihrer Art, hat wiederum einen Tag verschlungen. Mit versiegelten Kameras Bukarest entgegen: wird die Expedition in diesem Stil weitergehen?

Durchs Eiserne Tor mit versiegelten Kameras

Als wir das Zollhaus von Basiasch hinter uns verschwinden sehen, stimmen wir erst einmal ein herzhaftes Gelächter an. Das ist gegen die Wut, die uns gepackt hat, daß wir so viel Zeit verloren haben; aber auch die Freude darüber, daß wir nun doch den Bakschisch gespart haben. Natürlich war das Sparsamkeit am falschen Fleck. Und doch hat sie zu einer Einsicht und zu einer Tiefschürfung, Einblick in das soziale Gefüge eines Landes geführt. Natürlich kann man den Fall nicht verallgemeinern. Er läßt aber tief blicken: Beamte, die so gering besoldet sind, daß sie sich mit solchen Mätzchen ein Zusatzhonorar beschaffen müssen . . .

Wir sind gespannt, Volk und Land gründlicher kennen zu lernen. Der Donaudurchbruch ist eine gewaltige Rinne, eingesägt in die Flanken der Karpaten. Die Berge auf beiden Seiten des Passes treten oft dicht aneinander heran, bald geben sie lieblichen Wiesengründen Raum. Die Straße quetscht sich am Nordufer oft unter überhängenden Felsen hin. Auf der Höhe ist ein Wachtposten unter Gewehr. Drüben, auf der jugoslawischen Seite reiht sich Ruine an Ruine, eine Kette von Kastellen aus römischer Zeit hat hier das Imperium romanum bewacht. Mitten im Strom taucht ein gewaltiger Block auf, von den Jugoslawen Babakaj genannt. Die Ufer rücken wieder auf einander zu. Drüben treten die Wachtürme einer alten Türkenfestung, neun zinnengekrönte, durch Mauern verbundene Quader, dicht ans Ufer heran, ja sogar in den Fluß hinein, die Ruine der Festung Golubatz, das Täubchennest, auch auf römischem Fundament ruhend. Nicht weit von hier ist Trajan über die Donau gegangen. Eine Tafel auf jugoslawischer Seite gibt Kunde vom Donauübergang und großen Brückenschlag Trajans. Die Ufer sind in der Enge des strudelgefüllten Kazanpasses auf 160 m aneinander herangetreten. Die Donau hat hier eine Tiefe

von 60 m.

Weiter. Wir dürfen uns nicht aufhalten, so reizvoll es ist, diesen Spuren der Römerzeit nachzugehen, auf die wir hier stoßen.

Gegen Abend haben wir die Enge des Kazanpasses hinter uns gebracht. Sie hat uns oft an den Rhein und seinen Durchbruch bei Kaub erinnert. Rhein und Donau haben nicht nur geschichtlich verwandte Schicksale. Sie können auch im geologischen Geschehen miteinander verglichen werden. Sie verbringen ihre Jugend im Bergland, als ausgereifte Ströme durcharbeiten sie Felsmassive. Ihren geruhsamen Lebensabend vertun sie in breit-ausladenden Deltamündungen. — Hier wollen wir Rast machen, unmittelbar am Strom und vor dem ersten größeren Städtchen auf rumänischer Seite beim Einfluß der Cerna, unmittelbar vor Orschowa.

Zur Seite der Straße finden wir eine Strohdieime. Wie mag sie hierherkommen? Sie tut uns gute Dienste. Zur Hochsommerzeit ist die Nacht so mild, daß wir darauf verzichten können, das Zelt aufzuschlagen.

Wir geben uns ganz dem Reiz des Fremdartigen hin. Die Flußklamm hat uns von aller Menschenwelt abgeschnitten. Hier, wo die Ufer des Flusses auseinandertreten, wartet wieder das große Abenteuer auf uns, das zwischen Mensch und Mensch spielt.

Es soll nicht lange auf sich warten lassen. Tief in der Nacht hören wir Stimmen. Fuhrwerke ächzen und krächzen heran. Bauernwagen rollen die Böschung zum Fluß hinab. Was treiben sie dort? Wir vermuten einen Anlegeplatz. Aber kein Schiff hat sich bemerkbar gemacht. Bei aufkommendem Morgenlicht erkennen wir auch zahlreiche Menschen zu Fuß. Frauen und auch Männer mit Traggestänge über der Schulter. An den Tragstangen hängen Körbe, offenbar mit Obst und Gemüse, Eiern und Landprodukten gefüllt. Sind die Bauern unterwegs zu einem Markt? Aber die Stadt liegt doch landein?

Mein Lagerplatz auf dem Stroh strömt eine seltsame Kälte aus. Das Stroh ist durchfeuchtet. Wir wühlen ein wenig in dem Stroh. Wie? Was? Wir stoßen einen Überraschungsschrei aus: ein Eisblock in Stroh vergraben. Ein Block Kunsteis, wie wir es von Brauereien her kennen. Was hat das Eis hier zu suchen?

Bald erhalten wir Aufklärung. Eine Gruppe von Damen, durchaus städtisch gekleidet und städtisch sich gebend, tritt auf uns zu. Wir werden in unserer Muttersprache angesprochen, ausgefragt und kurzerhand zu einer Überfahrt eingeladen. In einer halben Stunde setzt die Fähre nach Ada Kaleh, der vergessenen Insel, über, die besondere politische Freiheiten genießt. Bis 1878 hat hier ein Türkenpascha residiert. Der Berliner Kongreß, der die Balkanfragen in europäischem Sinne zu lösen bemüht war, unter Vorsitz Bismarcks, brachte es fertig, den russischen Einfluß auf dem Balkan, dessen Durchbruch drohte, zurückzudämmen und den österreichischen Einfluß zu stärken. So minutiös die Regelungen im einzelnen getroffen wurden, die kleine, langgestreckte Donauinsel am Eisernen Tor, zwischen Bulgarien und Rumänien ist den Politikern damals entgangen. Als der Fehler entdeckt wurde, entschloß man sich zu der Regelung, der Insel Sonderfreiheiten zu gewähren. Dazu gehört das Monopol des Handels mit Tabak und unverzolltem Zucker. So ist die Insel zu einem Dorado der Zuckerbäcker, Zigarettenhändler und Ausflügler geworden.

Von allen türkischen Kostbarkeiten dürfen wir schmecken. Unsere Gastgeber sind

großzügig. Der kulinarische Streifzug mit Rahat, dem türkischen Honig und übersüßten Konfitüren, führt uns in den Orient. Unser Interesse gilt aber mehr dem türkischen kulturellen Leben. Wir unterhalten uns mit muselmanischen Studenten und Gelehrten, die ägyptische Universitäten besucht haben. Die Insel verfügt über eine ausgezeichnete muselmanische Bücherei. Das Treiben im Geschäftsviertel erinnert an die Tscharschija, den Bazar, in Skoplje und Sarajevo. Beim Eintritt in die Moschee sind wir ganz vom Orient umfungen.

Von Orschowa bis Bukarest

So sehr wir uns auch bemühen, nach Bukarest zu kommen, um die Kameraausrüstung zur Arbeit freizubekommen: in Orschowa ist eine deutsche Gemeinde ansäßig. Wir werden zu Gast geladen und dürfen, aus sehr triftigen Gründen, die Gastfreundschaft nicht ausschlagen. Unsere deutschen Freunde machen uns mit einem rumänischen Schriftsteller bekannt, der vor der Stadt auf einer Berghöhe ein Refugium geschaffen hat im Stil eines Klosters. Auf dem Berg wird ein Treffen verabredet, zu dem der Inhaber dieses weltlichen Klosters die materiellen Annehmlichkeiten beisteuert, Brot, Butter, Schinken, Wein, Obst — es soll an nichts fehlen. Der Weitblick über die Donau, herausgeschnitten aus der umgebenden Landschaft, architektonisch unvergleichlich ausgestaltet, soll würdig genossen und Gastfreundschaft gefeiert werden. Dieses Symposium in fast griechischem Stil soll uns nicht einen Leu kosten. Aber: zuvor gibt es ein Wettrennen zwischen dem Wagen des Rumänen und unserer Fahrschulkutsche. Unsere Kutsche siegt; es ist aber ein Pyrrhussieg, denn dieser Sturm auf die Anhöhe muß mit heftigem Benzinaderlaß bezahlt werden. Der Blick von der Landhaus-Kloster-Höhe in die Donauweite entschädigt für alle Einbußen. Hier hat ein sehr vermögender und zugleich sehr kultivierter und sehr gastfreier Mensch den in der Landschaft ruhenden Werten gütigen Ausdruck verschafft.

Zwischen Orschowa und Bukarest durchqueren wir die walachische Abdachung. Die Karpatenausläufer senken sich in Bodenwellen zur Flußebene, die in Sümpfen versinkt. Das gegenüberliegende, bulgarische Ufer, ein Steilhang, zwingt die Donau zu einem Bogen, der dem Halbkreisbogen der gegen das Delta offene Gelände der Walachei und Nordbulgariens ein, den Rhythmus der Kessellandschaft des Pannonischen Beckens (Ungarn) aufgreifend und über Moldau und Bessarabien in die Steppenweite Rußlands ableitend.

Beim Durchqueren dieser Landschaft werden wir erfaßt von der saugenden Kraft der Weite. Die von Turnu Severin, dem alten römischen Donauübergang, über Craiowa und Slatina nach Piteshti und Bukarest ziehende Straße überquert die Wellen der Karpatenausläufer, die durch die dichte Folge zur Donau strebender Gebirgsflüsse, wie dem Alt, und zahllose Bachrinnsale tief eingeschnitten sind. Wir zelten in Schotterbetten von Trockenflüssen, die zur Schneeschmelze als brausende Katarakte die Ufer durchbrechen. Wogende Ährenfelder wechseln mit lichten Weidenhainen. Wir durchqueren die Kornkammer Rumäniens, die Walachei. Städte? Sie sind voll Menschengewimmel, mit unseren westeuropäischen Zivilisationszentren nicht zu vergleichen. Dörfer? Wir fühlen uns um Jahrhunderte oder vielleicht um ein ganzes Jahrtausend zurückversetzt in der Zeit. Flechtwände, Flechtzäune, niedere, lehmgestampfte Hütten. Die Bauern in Leinenhosen

und mit Leinenhemden im Kittelschnitt angetan. Die Ernte ist in vollem Gang. Wir sind im Zeitalter der Sichel, eines der Urinstrumente der Menschheit, angekommen. Wir nehmen uns die Zeit, die Technik des Erntens mit der Sichel, zu filmen und zu photographieren und zu studieren. Über der Landschaft sengende Sonne. Die Schattenkühle der Kazanschlucht ist zur Erinnerung geworden. Männer, Frauen, Mädels und junge Burschen, die Dörfer und Familien sind bei der Arbeit. In Ketten schieben sich die Schnitter durch die Weizenflut. Die Sichel, in der Rechten, frißt sich durch den Garbenschoß, den die Linke umfaßt. Sichelernte, Urverfahren zur Brotgewinnung. Jahrtausende hat die Menschheit sich dieses Verfahrens bedient, das einen ersten bedeutenden Schritt aus der Urzeit aller Kultur darstellt.

Wir überqueren den Alt und werden daran erinnert, daß im Karpatenbogen sich gotisches Schicksal entschieden hat. Verhungern können wir in dieser Landschaft zu dieser Erntezeit nicht: eine Handvoll köstlichen Weizens genügt zur notdürftigen Sättigung. Trotzdem leisten wir uns den Luxus, uns in einer der Städte an den Markt zu setzen, uns einen Spritzer kommen zu lassen und dem bunten Gewühl des Corso zuzuschauen. Es wird Slatina gewesen sein.

Abenteuer in Bukarest

Am 27. Tag unserer Reise, dem 26. Juni sind wir vor Bukarest angelangt. Das Zelt ist aufgeschlagen im Eichenhain am Ufer eines die Landschaft durchsägenden Trockenbettes.

In der Frühe ziehen wieder Bauern vorbei: auf Planwagen, in ganzen Trecks ziehen Bauern offenbar zum Markt nach Bukarest. Uns fällt auf, was wir schon in offener Landschaft an den Häusern bemerkten, daß wir uns in einem Bereich der Flechttechnik befinden: die Wände der Häuser sind geflochten, jedenfalls die der alten Häuser, die Abzäunungen der Höfe sind geflochten. Hier folgt ein knarrender Flechtwagen dem anderen. Wie alt mag die Flechttechnik hier sein? Wie weit reicht die Überlieferung dieser Landschaft zurück? Bis in germanische, bis in vorgermanische Vorzeit?

Mittags fahren wir in die Hauptstadt Rumäniens ein. Vom Nordwesten kommend arbeiten wir uns durch Trichterfelder und Staubseen, die sich bei Regengüssen in Schlammgründe verwandeln. Die Vororte der balkanischen Großstädte bieten immer wieder das gleiche Bild der Zurückgebliebenheit. Ist es bei den westeuropäischen Städten viel anders? Diese darf man auch nicht nach ihrer Peripherie beurteilen. Unversehens sind wir aus den niederen Lehmhütten in einen Boulevard eingebogen: an der Prachtstraße reihen sich hochstöckige moderne Häuser.

Noch am Vormittag sprechen wir auf der Deutschen Gesandtschaft vor und finden hier endlich die ersehnten Devisen: 20 000 Lei als Gegenwert für 500.— Reichsmark. Über Herrn v. Pochhammer erhalten wir sofort Verbindung zur rumänischen Pressedirektion. Direktor Dragu will sich sogleich dafür einsetzen, daß unsere Kameras freigegeben werden. Wir sollen jede Unterstützung für die Arbeit erhalten. Zu Tisch sind wir eingeladen in die Familie des Direktors des Nationalmuseums Prof. Tzigara-Samurkasch, einem der führenden Wissenschaftler des Landes, Völkerkundler von europäischem Ruf. Die Unterhaltung bei Tisch, an der sich lebhaft der Erzieher der Kinder, ein französischer Pope, beteiligt, zeigt erstaunliche Bildungshöhe. Rumänische, deutsche, französische und

englische Literatur, Kunst und Wissenschaft sind keine Sache bloßer Konversation. Mit großem Verständnis, mit echtem Bildungshunger und intensiver Geistesarbeit ist hier das wertvollste europäische Geistesgut lebendige Tradition. Wir Deutschen kommen uns doch recht einseitig deutsch und reichlich unterentwickelt vor in dieser durchaus kosmopolitischen und dabei dennoch nationalrumänischen Atmosphäre. Meine Kinder nehmen sich vor, den Kindern des Professors nachzustreben, so wie ich den Vorsatz fasse, mit gleicher Gründlichkeit wie Tzigara-Samurkasch zu Werk zu gehen.

Nach Tisch erhalten wir Einblick in die privaten Sammlungen des Hauses, wozu ein großer Teil des Nachlasses der Königin Carmen Sylva (1843—1916) gehört, zu der enge verwandtschaftliche Beziehungen bestehen.

Über Professor Tzigara-Samurkasch erhalte ich durch die wissenschaftliche Stiftung der Fundatia Culturala Regala „Principele Carol“ ein Permit zum Dauerbesuch des Nationalmuseums und zur unbeschränkten Fotografiererlaubnis innerhalb und außerhalb der Gebäude (Permit 4944 v. 30. Juni 1936). Die Unterschrift des Permits zeigt mit der Handschrift des Direktors Galatz (?) die gleichen Züge weitausgreifender, sowohl stürmisch schweifender als auch streng-formgebundener Geistigkeit, die wir schon kennen gelernt haben, die uns unter den Wissenschaftlern, aber auch unter den Politikern begegnete. Ist es Einfluß der französischen Kultur, gekreuzt mit dem der deutschen Kultur? Verrät sich hier ein Erbe der Bojaren- und Herrenfamilien? Sind es unfäßbare Blutströmungen, auf römisches Kolonistentum zurückgehend?

Durch die Pressedirektion sind wir eingeladen, für vier Tage ihr Gast zu sein. Im Hotel Stnescu ist uns ein Wohnappartement zur Verfügung gestellt.

Sonnabend, 27. Juni: Um 12 Uhr schließen die Büros, in Bukarest so pünktlich wie anderwärts. Unsere Kameras sind noch nicht freigegeben.

Wir haben Gelegenheit, unter Führung der Kinder von Prof. Tzigara Samurkasch, einen Rundgang durch die Stadt zu machen, zum Park Carol und der Militäarakademie, wo wir behauene Steinquader finden mit Szenen aus der Völkerwanderungszeit. Sie stammen von einem Monument auf der Dobrudschasteppe.

Der Nachmittag führt zum Platz des Festival, dem großen Freilichtmuseum: ein ganzes Dorf ist unweit der Trabrennbahn aus allen Haustypen des Landes aufgebaut. Die Häuser stehen nicht museal tot herum. Man hat typische Bewohner der Landschaften, in welchen diese Haustypen kennzeichnend sind, mit hierher verpflanzt. Trotz Großstadtnähe ist der ländliche Charakter erhalten geblieben. Man hat gleich eine der schindelgedeckten Holzkirchen mit in dieses Museumsdorf verpflanzt, das dem deutschen Museumsdorf in Cloppenburg voraus hat, nicht nur Haustypen einer Landschaft, also einen Haustyp zu zeigen, sondern mit den verschiedenen Haustypen die ganze Vielfalt der Landschaften Rumäniens zum Vergleich stellt. Da finden sich schmucke Holzbauten aus dem Innern der Karpaten, die Flechtwerkhütten der Walachei, die Lehmhütten des Donaudeltas. Die Eindrücke, welche wir empfangen, sind sehr stark. Wir stehen Zeugen echter Volkskultur gegenüber, die im ganzen Lande noch lebendig ist. Lebt sie wirklich noch, auf dieser erstaunlichen Höhe? Wir sind so viel in der Stadt herumgewandert, daß mich am Abend an meinem Beinstumpf ein heftiges Reißen der Überanstrengung zwackt. Ich muß die Prothese ablegen und ins Bett kriechen. Übrigens führen diese Wohnhotels

keine Küche. Wir müssen unsere Mahlzeiten aus einem benachbarten Speisehotel beschaffen. Da wir nicht wissen, ob in die Gastfreundschaft der Regierung auch die Verpflegungskosten einbezogen sind, studieren wir, so gut wir bei unserer Sprachunkundigkeit verstehen, eifrig die Speisekarte, die so reichhaltig ist wie die irgend eines erstklassigen Hotels in der Heimat. Wir suchen die Gerichte aus, welche unsere Devisenkasse so wenig wie möglich belasten. Häufig kommt dabei ein Omelette mit Konfitüre heraus. Darunter können wir schlecht gehen, da wir ja nicht nur als Privatpersonen einquartiert sind, sondern als Staatsgäste unsere Art und Nationalität zu repräsentieren haben.

28. Juni: Wir sind wieder zu Gast in der Familie Tzigara-Samurkasch, diesmal beim ältesten Sohn. Abends sehen wir einen Film „Musik im Blut“ in französischer Fassung mit Anabella in der Hauptrolle. Wir sind für heute ganz daheim in Westeuropa, im westlichen, nicht im östlichen Europa. Aber: noch wissen wir nicht, wann wir endlich an die eigentliche Arbeit, in die „Feldforschung“ des freien Landes kommen. Die Museums-sammlungen haben unseren Blick geöffnet für viele Einzelheiten und den großen Reichtum der rumänischen Volkskultur. Aber: was ist rumänisch? Mit dieser Frage plage ich mich herum, als ich zu Bett liege. Sind die Gebiete im Delta zu Rumänien zu rechnen? Oder das Land Siebenbürgen im Karpatenbogen, oder die deutsch besiedelten Teile des Banats, oder die ungarisch besiedelten des Gebirges, die der Szekler? Die der Huzulen? Wo ist das Kernstück dieses Bollwerks Rumänien zu finden?

Montag 29. Juni: Wir besuchen das Donau—Delta-Museum des Professors der Zoologie Antipa; gute Vorbereitung für die Deltadurchquerung, die zu unserem Plan gehört. Die Fische der See und des Süßwassers in Dioramen und Aquarien. Wir werden an das Berliner Aquarium erinnert. Die Kinder besuchen den Botanischen Garten. Ich bin noch einmal bei den Steinen des Cercul militar, den Zeugen der Völkerwanderungszeit. Abends auf der Terrasse eines Caféhauses nahe der Universität: mondänes Leben brandet hier wie am Potsdamer Platz oder beim Kaffee Kranzler oder an der Tauentzien. Kein Bauernfuhrwerk mit Flechtplanen ist zu sehen. Hier geben die schnittigsten internationalen Wagen sich ein Stelldichein.

Die Pressedirektion hat uns einen Dolmetscher zugeteilt, einen Herrn Titulmu. Wir besuchen mit ihm seine Eltern, außerdem eine türkische Konditorei, doch will uns die Übersüßung aller Speisen nicht munden.

Die Kamera Exakta ist noch nicht angelangt. Wird Zeit, daß sie kommt, da wir in ein paar Tagen, wenn möglich morgen schon, aufbrechen werden.

30. Juni: Wir können noch nicht aufbrechen. Morgen soll ich die Papiere bekommen.

1. Juli: Wir sitzen immer noch im Stnescu, schon über die Zeit. Wer wird die Rechnung bezahlen? Unsere Devisen brauchen wir für die weitere Reise.

Das in Belgrad zurückgesandte Devisendepot ist nicht nach Bukarest, sondern nach Prag und Budapest geleitet worden. Peinliche Panne. Werden wir für die ganze Reise nicht aus der Devisenklemme befreit werden?

Ich besuche die deutsche Zeitung „Bukarester Tageblatt“, die für unseren Streifzug Interesse zeigt. Wird es möglich sein, durch Honorare die Devisenkasse aufzubessern? Im vergangenen Jahr konnte ich in der Batschka durch Honorare eine Schokazensammlung

einkaufen.

Zum Abend: Wir leisten uns Backhuhn zur Feier des Abschieds, gedacht als nachgeholtes Mittagessen. Wir mußten den Schmachtriemen einmal weiter spannen.

Am Nachmittag hatte ich den Besuch von Herrn Alex. Bdut von der Pressedirektion. Im Namen seines Chefs, Minister Dragu, überreichte er mir zahlreiche Bücher volkskundlichen Inhalts, eine kleine ethnographische Bücherei mit herrlichen Werken über die Holzkirchen in der Bukowina, mit einer zusammenfassenden englischen Darstellung über rumänische Folklore, vieles andere mehr. Wir sind sehr glücklich über dieses Gastgeschenk und leisten Abbitte für manche Frivolität, die wir uns dem Land und der Regierung gegenüber geleistet haben.

2. Juli: Wir sind immer noch nicht fort. Aber auf dem Hauptzollamt haben wir endlich mit unseren Kameras Wiedersehen feiern können.

3. Juli: Endlich erhalte ich zu den Kameras die Ausweispapiere. Am Nachmittag bin ich mit der Kamera nochmals bei den Reliefsteinen von Adam Klissi im Park Carol beim Militärmuseum. Der wachhabende Soldat bastelt sehr unmilitärisch an seinen Schnürsenkeln herum.

4. Juli: Wir werden mit Prof. Gusti, einem bedeutenden Soziologen, und mit seinen „Dorfequippen“ bekannt gemacht. Über das ganze Land hin sind Studentengruppen auf Dörfer verteilt, die hier Erhebungen veranstalten. Vom Institut Gustis wird eine eigene Dorfbücherei herausgegeben mit sehr gewinnenden künstlerischen Einbänden, die tief aus der Volkskultur schöpfen.

Zum Dank für die Gastgeschenke lasse ich Minister Dragu den Auftakt zu einem Reisebericht überreichen, der mit dem Bukarester Tageblatt unter dem Titel „Hirten, Bauern, Fischer“ abgesprochen ist. Mit dem Dolmetscher noch einmal durch Bukarest zu den Klöstern.

5. Juli: Mit Markus Voronka, einem erfolgreichen Autor (17 Bücher), nach Vcreşti; mittags in das mondäne Bad „Lido“. Südliche Lebensleichtigkeit. Die Kinder mischen sich unter das Badepublikum. Reinhart will einen kühnen Kopfsprung zeigen, landet aber mit einem klatschenden Platscher auf dem Bauch. Schade. Die Marmorbrüstungen kichern; sie zeigen aber verständiges Schmunzeln. Ein junger Mann aus Deutschland.

6. Juli: Die Exakta ist noch nicht angekommen. Muß mit der Voigtländer Brillant arbeiten, mit einer Kinderkamera. Zu dumm, diese Pannen. Erste Filme sind entwickelt, zur Kontrolle, Sandschrammen im Negativ. Wann kommen wir weiter?

7. Juli: Die Kinexakta ist avisiert. Warten wir, bis sie da ist? Arge Enttäuschung bereitet uns die Nachricht, daß unser Dolmetscher Titulmu nicht mit ins Land hinaus darf; der Arzt verbietet es ihm; seine Mutter hat Angst.

Ich lasse vorsichtshalber nach der Hotelrechnung fragen. Wir werden wohl die Kosten des Aufenthalts, bis auf vier Tage, selbst tragen müssen.

8. Juli (Mittwoch): Die Kamera ist noch nicht da. Aber wir haben das große Los gewonnen! Die mir vorgelegte Rechnung des Wohn- und Speisehotels, zusammen 11 047 Lei, mußte von mir gegengezeichnet werden. Die Pressedirektion hat großzügig sämtliche Aufenthaltskosten übernommen. Unsere Devisenkasse ist entlastet. Wir sind bisher mit Gastfreundschaft überschüttet worden.

Zur Frage der Sammlung von Museumsgut: wir dürfen sammeln, was wir wollen; Abgang der Sendung bedarf aber der ausdrücklichen Genehmigung des Ministeriums. Wo bekomme ich jetzt auf schnellstem Wege Material für eine erste Sendung ans Völkerkundemuseum in Berlin her? Um Bukarest herum ist die Landschaft weitgehend verstädtert. Gegen Siebenbürgen, in den Südkarpaten, stoßen wir auf westeuropäische Kultur. Der Weg zu den Nordkarpaten ist weit. Es wird Zeit, daß wir in die Donauniederung und in die Dobrudscha kommen. Wir erwarten im Sumpfgebiet des Deltas versteckte urzeitliche Reste. Auf die Kamera können und wollen wir nicht länger warten. Die Honorierung von Beiträgen beim Bukarester Tageblatt bereitet Schwierigkeiten. Zahlungen an Ausländer bedürfen der Genehmigung, also bürokratische Umstände, können wir uns nicht leisten.

Am frühen Nachmittag lasse ich den Wagen noch einmal durchschmieren. Die Benzinuhr scheint nicht mehr genau anzuzeigen. Der Verbrauch ist weiterhin erheblich.

Über die Donau nach Turtukaia

Nichts hält uns mehr in Bukarest. Wir haben uns von unseren Gastfreunden verabschiedet. Auf glatter Zementdecke rollen wir in die sanft abfallende Landschaft hinaus, der Balta, der Donauniederung entgegen. In Oltenița erreichen wir den Fluß. Die Donau hat hier eine Breite von 2000 m und mehr. Das Hochufer der Dobrudscha grüßt vom Osten herüber; es zwingt die Donau zu einem weiten Weg nach Norden und zur Aufsplitterung in viele Wasserarme, bevor sie dann bei Brăila sich sammelt, um bei Galatz in scharfer Ostwendung dem Meer zuzustreben und in ihr eigentliches Delta auszufächern. Hier, in dem Marktflecken Oltenița, haben wir zugleich eine verkehrsgeographisch bedeutsame und eine historisch-kulturell ausgezeichnete Stelle erreicht. An dieser Übergangsstelle vom Cisdanubien zum Transdanubien haben Trecks der Bastarnen, der Daker, der Goten, der Hunnen gelagert. Die kilometerlange Eisenbahnbrücke von Cernavoda, gut 100 km nördlich, ist eine Errungenschaft der Neuzeit. Die Fähre von Oltenița mag schon den Gotenbischof Ulfilas getragen haben.

Und nun trägt sie uns und eine kleine Schar von Mitreisenden, überwiegend Bauern. Eine Motorbarkasse ist der eigentlichen, nicht sehr geräumigen Fähre vorgespannt. Sie pflügt sich durch den Strom, der das Schicksal so vieler Völkerstämme entschied. Einer Vision gleich schwebt das jenseitige Hochufer heran. Steil abfallende Küste wie auf Rügen. Ein schmaler Sandstrand darunter wie in Dalmatien oder auf Helgoland. Kanuartige Boote am Ufer gereiht. Die Fähre knirscht auf den Strand. Ich lasse den Motor anspringen. Nun mit Vollgas zum Ufer hinauf. Ohne Aufenthalt wollen wir so schnell wie möglich das Innere der Dobrudscha erreichen, der Landschaft, in der Ulfilas seine gotische Bibel schrieb, den Codex argenteus. Aber . . .

Es gibt einen Aufenthalt. Diesmal werden wir von keiner Panne an der Weiterfahrt gehindert, sondern von einem faszinierenden Anblick und dem Dorfleben von Turtukaia.¹ Es ist die Stunde des Wasserholens. Viele Frauen sind unterwegs mit Wasserkrügen. Hier gäbe es zu tun: die Tracht, die Typen, die Traggeräte, die Schöpfeimer — vieles wäre festzuhalten. Aber wir wollen weiter. Und doch müssen wir eine Weile den

¹Rumänisch Turtucaia, Jetzt in Bulgarien Тырпакан; Hafenstadt am rechten Donauufer

Motor abstellen beim Anblick dieser zeitlosen Szenen des Wasserschöpfens, der Plaudereien am Dorfbrunnen. Zumeist sind wir überrascht, unter den Frauen Typen zu finden, wie wir es nicht erwartet hatten: schöne Menschen, darunter manche von geradezu klassischem Profil. Sind wir in den Bannkreis griechische Pflanzstädte getreten? Haben sich Reste aus gotischer Zeit hier erhalten? Fließt noch Daker- oder Bastarnenblut¹ in ihren Adern?

Jetzt hätte man die Exakte zur Hand haben müssen. Für die Brillant ist das Licht nicht mehr ausreichend. Wir bedauern sehr, diese Szene am Weg nicht festhalten zu können, und noch heute werfe ich mir vor, nicht doch den Versuch gemacht zu haben, mit der Brillant einzufangen, was sich so zwanglos bot. Oder auch — : hier einen Tag zu verweilen.

Die Straße gleitet über Hügelwellen und durchquert Trockentäler. Wir gelangen bei einbrechender Dunkelheit bis zu einem Akazienhain von Silistria.² Kilometerstand 58 025. Die **Dobrukscha** ist erreicht, der schmale Korridor zwischen dem Schwarzen Meer und der unteren Donau, dieser neuralgische Punkt europäischen Schicksals. Was werden wir völkerkundlich in dieser Landschaft vorfinden, die zum Teil früher zu Bulgarien und jetzt zu Rumänien gehört? Landschaft im Schnitt der Interessen, tragische Landschaft wie Mazedonien, wie Elsaß—Lothringen.

Adamklissi — ein Römermonument

9. Juli (Donnerstag): Die Hochebene ist erreicht. So weit das Auge zu sehen vermag: baumlose Ebene, mit Weizen bestellt, reif zur Ernte. Reinhart ergreift plötzlich meinen Arm: Da, Vater, halblinks voraus, ein Ruinenstumpf über der Steppe, was ist das?

Wir rollen mit gedrosselem Motor an das Monument heran. Das kann nur, das muß das berühmte Adamklissi sein, das römische Mahnmahl auf der Dobrudschasteppe „Tropäum Trajani“. Spuren einer einst befestigten Straße sind vorhanden. Große Steinblöcke liegen im Umkreis verstreut. Unser Auto schrumpft zu einem Sandkorn gegenüber der baulichen Wucht dieses Kolosses. Erhalten sind noch Reste der Stufen und der Kern des Rumpfes. Die Bekleidung ist völlig verschwunden; wir fanden Steine davon vor dem Militärmuseum in Bukarest. Reinhart und Heimtraut klettern in den Ruinen herum. Auf halber Höhe zeigt der Sockel eine Öffnung. Führt sie in die Tiefe des Monuments? Sind hier noch Urkunden zu erschließen? Reinhart klettert hinauf. Leider nein: die Kammer ist leer, das Monument ist ausgeplündert im Lauf der vielen Jahrhunderte, die uns von der Römerzeit trennen.

Ohne Baumschutz sind wir der sengenden Sonne am hohen Mittag preisgegeben. Eidechsen tummeln sich zwischen aromatischen Euphorbien³, die zu den Charakterpflanzen der Landschaft gehören, sie sonnen sich auf den glühenden Vorzeitsteinen. Es ist die Stunde des Pan. Wir geben uns ihrem Zauber hin und lassen uns in die Vorzeit entführen, in die Zeit der harten Auseinandersetzungen zwischen den in ihrem Machtbereich sich

¹Die Bastarnen oder Bastarner waren ein indogermanischer Volksstamm im Südosten Europas.

²Auch Silistria liegt heute in Bulgarien, direkt an der Grenze zu Rumänien. Der Bulgarische Name ist Силистра.

³*Euphorbiaceae*, Wolfsmilchgewächse

abgrenzenden und die Grenze untermauernden Römern und der ins Ungewisse geworfenen Flut andrängender junger Völkerschaften, die ein Schicksalssturm aus ihrer Urheimat vertrieben hat. Wir sind die Erben. Wir folgen ihren Zügen. Wir bemühen uns, die halbverwischten Spuren zu entziffern. Atempause auf der Dobrudschasteppe bei Adamklissi, dem Monument, das an den Rheinlimes und die Saalburg im Taunus denken läßt.

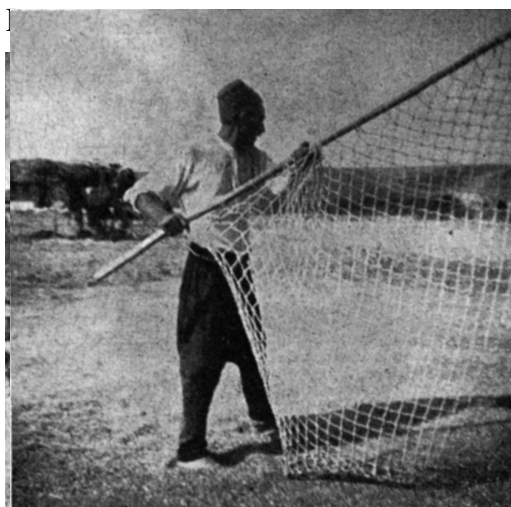
In der Nähe findet sich, etwas ins Tal hinein, ein kleines Städtchen. Es übt wenig Reiz auf uns, da wir bereits 1935 den „überlebenden Orient“ auf dem Balkan kennenlernen. Diesmal suchen wir Reste der Urbevölkerung. Wo werden wir sie finden? Beim Kilometerstand 58 139, nahe dem Flecken Enigea¹, halten wir an. Unvermittelt sehen wir uns der Urzeit gegenüber, wie in der Walachei, als wir auf die Reste von Sichelernnteverfahren stießen. Hier sind wir in einen ebenso urtümlichen, geradezu biblischen Erntevorgang hineingeraten. Türkische Bauern, kenntlich an ihren Pluderhosen und dem Fez, sind dabei, auf einer großen, lehmgestampften Tenne unter freiem Himmel Getreide zu dreschen, indem sie Pferde im Kreis herumführen. Die Pferde ziehen eine steinerne, mit Rillen versehene Dreschwalze hinter sich. Der Dreschwalze folgt ein Dreschschlitten, eine mit scharfkantigen Feuersteinen besetzte Dreschkufe. Reste der Steinzeit im Donauwinkel am Schwarzen Meer. Ob die Feuersteinkufe der Walze folgt, oder umgekehrt, ist nicht klar kenntlich. Zu viel Hantierungen spielen sich auf engem Raum nebeneinander ab. Das durch die Feuersteine zerschnittene, durch die Rillenwalze ausgepreßte Korn nebst Spreu wird mit einer Worfsschaufel gegen den Wind geschleudert und dabei gefegt. Wir entsinnen uns des Gleichnisses der Bibel, wonach die Spreu vom Weizen gesondert wird. Die Spreu wird vom Wind verblasen. Das ausgedroschene Weizenkorn, gegen den Wind geworfen, sammelt sich zu einer goldenen Flut an der Erde. Wo die Spreu sie noch bedeckt, fährt ein segelartiges Netz mit rhythmischem Schwung über das Dreschgut und nimmt die Spreu mit weg. Der goldene Weizen wird zu kleinen Gebirgen zusammengefeßt. Eine Fülle von Vorgängen, die sich aus grauer Vorzeit hier erhalten haben. Wir haben vollauf zu tun, mit der Brillant und unserer Filmkamera den Vorgängen, die sich gleichsam auf verschiedenen Bühnen abspielen, zu folgen. Das Schauspiel dieser Vorgänge nimmt uns so gefangen, daß wir entschlossen sind, die ganze zu diesem Stein-Tret- und Worffeldldreschen gehörende Ausrüstung für das Museum in Berlin anzuschaffen. Wie aber kommen wir in den Besitz der Dreschsteine, des Feuersteinschlittens, des Fegenetzes?

Die Unterhaltung mit den türkischen Bauern gestaltet sich äußerst unergiebig. Wir sind nicht in der Lage, ihnen verständlich zu machen, was wir von ihnen wollen. Die Dreschgarnitur ist außerdem für sie unentbehrlich. Es scheint aussichtslos, sie zu erwerben.

Eines ist uns fühlbar geworden: wir brauchen einen Dolmetscher. Es gehört mit zu den großen Pannen dieser pannenreichen Fahrt, daß der für uns ausersehene Dolmetscher Titulmu hat zurückbleiben müssen. Wo holen wir in dieser Steppeneinöde einen

¹Das Dorf heißt heute Deleni, bis 1940 hieß es Ienidja/Enigea/Enige (im türkischen Jenice). 2002 hatte es 420 Einwohner.

Fegenetz für's Getreideweiden



Menschen her, der zugleich rumänisch oder türkisch oder bulgarisch und deutsch versteht?

Als wir 30 Kilometer weiter über die Steppe weggerollt sind, erhalten wir auf verblüffend einfache Weise Antwort auf diese große Frage, die uns zu quälen beginnt. Wir sind wieder in den Bereich einer Ortschaft geraten. Niedere Lehmhütten sind über die dunkelerdige, euphorbienbewachsene Landschaft verstreut. Wir stoppen das Auto und stellen fest: km 58 164. Wir müßten Brot kaufen. Einen recht europäisch gekleideten jungen Mann reden wir an, so gut wir bisher gelernt haben, auf rumänisch. Der junge Mann bleibt stehen, schaut auf unser Auto und antwortet in schönstem Deutsch: Brot können Sie hier kaufen. Kommen Sie nur herein nach —: Kobadin.

Ein Deutscher? Wie kommen Sie denn hierher?

Fritz heißt der Deutsche, der kein Reichsdeutscher ist, sondern einer der vielen im Donaauraum verstreuten „Auslanddeutschen“, die das Schicksal aus ihrer deutschen Heimat in die Fremde verschlagen hat.

Völkermosaik Kobadin

Der uns auf diese Weise über den Weg gekommene Dolmetscher Fritz hört auf den guten deutschen Namen Friedrich Graf. Wir trauen erst unseren Ohren nicht, als hier „fernab in der Türkei“ deutsche Mutterlaute an unser Ohr schlagen. Wenn unser Fritz uns nicht abgefangen hätte, wären wir wahrscheinlich schnurstracks weitergefahren, ohne uns um das Dorf oder den Flecken Kobadin gekümmert zu haben. Wir strebten zur Schwarzmeerküste, um von da zu den Lazen¹ und anderen seltenen Völkerschaften zu kommen. Fritz Graf führt uns mitten in den Ort, in einen Ortsteil, der einen durch und durch sauberen, geradezu wohlhabenden und dazu deutschen Eindruck macht mit heller Kirche und eigenem Pastorat. Kommen Sie mit zu Pfarrer Hahn, der wird sich freuen, von Ihrer Reise zu hören.

Pfarrer Hahn, jugendlich, aufgeschlossen, lädt uns ein, zu bleiben. Das, was wir

¹Die Lasen oder Lazen sind ein mit den Mingreliern verwandtes südkaukasisches Volk, das an der südöstlichen Schwarzmeerküste siedelt.

suchen, ist auch in Kobadin zu finden. Hier leben Türken und Tataren neben den Deutschen und Rumänen. In der Nachbarschaft finden sich bulgarische Dörfer. Schließlich sind da die beiden Gruppen der Deutschen, die aus Norddeutschland über Bessarabien und teilweise aus Südrußland Eingewanderten und die längs der Donau heruntergekommenen Schwaben. Ob es für uns nicht auch von Interesse ist, das Leben der Deutschen an der unteren Donau kennen zu lernen?

Aber selbstverständlich. Wir haben im vergangenen Jahr in Jugoslawien neben Schokazen und Rußniaken, Bunjewazen und Rajzen die Donauschwaben der Batschka kennengelernt. Wir sind erfreut, auf unseren Streifen durch den Balkan immer wieder auf Deutschblütige zu stoßen. Wir sind sogar auf sie angewiesen, nicht nur wegen ihrer ausgeprägten Gastfreundschaft, mehr noch, weil wir sie als Sprachkundige dringend benötigen. In der Batschka stießen wir auf Deutsche, die neben der eigentlichen Muttersprache, dem Schwowischen, folgende Sprache beherrschten: Hochdeutsch, Serbisch und damit auch Kroatisch; Rumänisch und Ungarisch; dabei fließend von einer Sprache in die andere überwechselnd, teilweise einen Satz in verschiedenen Sprachen durchdenkend; wahre Sprachphänomene. Hier lernen wir Deutsche kennen, die neben dem Rumänischen sich im Türkisch—Tatarischen und dazu noch im Bulgarischen auskennen. Das Angebot der Gastfreundschaft wird nur zu gerne angenommen.

10. Juli (Freitag): Wir wohnen mittags einem muselmanisch-tatarischen Gottesdienst bei. Die kleine Moschee ist flankiert von einem niederen, hölzernen Minarett. Wir lernen Faïk kennen, der als Muëzzin vom Minarett herab die Gebete ausruft. Faïk wird uns behilflich sein, mit seinen Landsleuten, versprengte Kolonisten wie die Deutschen, in Fühlung zu kommen. Pfarrer Hahn genießt großes Vertrauen, sowohl bei den Tataren als auch bei den Türken. Tataren und Türken besuchen zwar die gleiche Moschee, halten sich aber blutmäßig getrennt voneinander. Das gleiche gilt von den Deutschen zu den übrigen Völkern. Jede Volksgruppe hat festen Halt in sich. Trotzdem besteht ein gutes Nachbarschaftsverhältnis zwischen den Gruppen. Mit Faïk ist abgeredet, daß wir gegen Abend in seinem Hause zusammentreffen werden, um einige der tatarischen Lieder auf Wachswalzen aufzunehmen. Wir sind voller Spannung, da nun unsere eigentliche ethnographische Arbeit zu beginnen scheint. Inzwischen haben wir auch den deutschen Kindergarten besucht, der von einer Kaiserswerther Diakonissenschwester betreut wird.

Ich weiß nicht mehr zu sagen, wieviel Seelen die deutsche Gemeinde umfaßte. Sie macht einen wohlhabenden Eindruck. Hübsche Mädels und stramme Burschen, gegenüber den Tataren und Türken groß und schlank, vielfach blond: ein Stück Deutschland am Rande des Orients. Die Bauernhöfe mit stattlichen, wohlhabenden Häusern und hingezogenen Stallgebäuden. Wir kommen dazu, wie eine Bauersfrau das Pferd schirrt. Kolonistenhandfestigkeit und -handfertigkeit. Und doch scheut man sich, diese Bauern Bauern zu nennen. Es steckt mehr in ihnen, sie verkörpern eine besondere Art von Bauerntum, das sich städtischem Wesen oder besser bürgerlicher, großbürgerlicher Art nähert.

Für den Abend hat Faïk in seinem Hause seine tatarische Bekanntschaft und Verwandtschaft zusammengebeten. Pfarrer Hahn hat den Dolmetscher gespielt und den Tataren verständlich gemacht, um was es sich handelt. Zuvor lernen wir noch den tatarischen Gemeindevorsteher kennen, den Bauern Ahmed; außer ihm auch noch den tatarischen

Lehrer. Wir besuchen tatarische Höfe und auch Kleinsiedler. Wie grundanders ist die Welt und der Lebensumkreis dieser tatarischen Bauern als der der deutschen Bauern. Die Frauen, untersetzt wie auch die Männer, mit straffen, starkknochigen und doch zarten Gesichtszügen, fremdartig durch ihre Schlitzäugigkeit; alles andere als primitiv und roh, wie wir uns bis dahin Tatern¹ und Tataren vorgestellt haben. Echte Tatern und Wanderzi-geuner haben wir inzwischen mehrfach angetroffen und hier und da kennengelernt auf unseren Balkanstreifen. Diese Tataren sind ein Volkssplitter wie diese Dobrudschadeutschen. Sie sind seßhaft und ebenso arbeitsgeprägt und sittengebunden. Wir erhalten einen starken Eindruck von dieser Gebundenheit.

Suins Rache

Der Abend des 10. Juli 1936 sieht uns Gäste aus dem fernen Deutschen Reich, das wie eine Sage in der Dobrudscha klingt, in der engen Stube einer tatarischen Familie. Die Erinnerungen der Tataren gehen so weit zurück wie die unseren. Auch in der Vorzeit ihres Volksstammes sind Ahnen unterwegs auf dem Treck. Wie die Donau-Deutschen, sind auch die Tataren in diese Landschaft versprengt, um welche die Römer mit Ureingesessenen, den Autochthonen, und den Ureinwanderern asiatischer oder nordeuropäischer Abstammung gerungen haben. Welcher Volksstamm, welche Rasse ist hier ureingesessen?

Die Dobrudscha ist das Land der Versprengten, ist Heimat der Heimatlosen, ist uralteuropäischer Schicksals- und sehr junger Kolonistenboden. Neben Deutschen, Rumänen, Tataren finden sich noch Türken, die zur Rücksiedlung in das Mutterland unter Atatürk aufgerufen sind, und Bulgaren, deren politische Ansprüche sich auf die Süddobrudscha ebenso beziehen, wie auf die Gebiete Mazedoniens und Südserbiens bis hin zum Ohridsee. Es hat einmal ein Großbulgarien gegeben. Der Traum dieses Großbulgarien weht nicht nur als Erinnerung, sondern als politische Zielsetzung über der Steppenlandschaft.

Faïk tritt vor das Haus, uns in die Stube zu bitten. In dem engen, für tatarische und Kolonistenbegriffe gewiß geräumigen Gemach, sind bereits viele Geladene versammelt; es sind überwiegend glattgesichtige Tatarenfrauen, deren vortretende Backenknochen bei noch merkbarer Schlitzäugigkeit den Zügen etwas kindhaft Unbefangenes verleiht. Der Raum zeigt mit Kissen bepäckte Betten. Solche Stuben kennen wir bereits aus der Batschka und fanden sie auch bei den Dobrudschadeutschen. Der Raum ist über Tage abgedunkelt, um gegen die Außenhitze Schutz zu bieten.

Pfarrer Hahn hat, soweit ich das Bild noch vor Augen habe, auf der einen Bettkante Platz genommen. Wir haben den Koffer mit dem Edisongerät aufgestellt und auch die Wachswalzen zu den Liedaufnahmen ausgepackt. Die Technik der Liedaufnahme mit dem Edison ist denkbar einfach. Ein Schalltrichter fängt die Stimmen der Singenden ein, die auf eine Membrankapsel geleitet und durch die schwingende Membran auf einen Schneidstift übertragen wird. Der Stift gräbt in die durch Uhrwerk in Rotation versetzte Wachswalze die Schwingungen der Tonhöhen und Tonstärken ein, feine Späne aus der Wachsmasse abhebend.

¹Zigeuner, die früher in Niederdeutschland und wohl auch in Thüringen Tatern oder Tatern genannt wurden

Wir sind sowohl Pfarrer Hahn als auch dem Vorbeter und Muezzin Faik sehr dankbar dafür, daß sie uns die Möglichkeit verschafft haben, hier originale Tatarenlieder aufzunehmen. Sind doch diese tatarischen und asiatischen Volkssplitter, zu denen auch noch Petschenegen und Tscherkessen, Kumanen, Balkaren und Karaier gehören (von denen wir den einen oder anderen Stamm auf späteren Reisen noch aufsuchen konnten) von einem Geheimnis umwittert. Welcher der vielen tatarischen und mongolischen Gruppen gehören die Dobrudschatataren an?

Die Frauen zeigen ein sehr scheues, bescheidenes, diensteifriges und zugleich sehr verhaltenes Wesen. Offenbar werden sie sehr hoch geachtet und sind dem Manne ganz ergeben. Es mag dies der Grund dafür sein, daß wir mit unseren Liedaufnahmen noch nicht beginnen können. Faik erwartet noch Suin, den Sippenältesten, dessen Erscheinen das Zeichen zum Beginn geben wird.

Solange Suin auf sich warten läßt, unterhalten wir uns mit Faik über das tatarische Brauchtum, wobei Pfarrer Hahn den Dolmetscher macht. Wir müssen unser Bild von den Tataren völlig ändern. Sie sind keineswegs primitiv, wie viele Nordeuropäer sie bis dahin gesehen haben. Im Gegenteil. Schon ihre Hochzeitsbräuche sind so hochstehend, daß wir sie mit der Minnezeit unseres Mittelalters vergleichen müssen, die gewiß eine erotisch besonders hochstehende Zeit war.

Stickende Tatarinnen



Die Ehe der Tataren wird, wie bei vielen brauchgebundenen Völkerschaften, von den Eltern verabredet. Dem jungen Mann ist der Umgang mit der für ihn Erwählten vor der Eheschließung nicht erlaubt. Der Höhepunkt der Vermählungszeremonie verpflichtet die Brautleute, einander in Stegreifgedichten zu besingen. Der Bräutigam preist die Tugenden der Braut und ist bemüht, seinen Erwartungen Ausdruck zu geben, kleidet auch seine Versicherungen in diese poetische Form ein. Die Braut antwortet ihm, hinter Altersgenossinnen versteckt, aus dem Kreis ihrer Sippe heraus. Dieser Brauch darf ausgedeutet werden als eine seelische Selbstdarstellung und -enthüllung. Er schließt sich den sehr reichen Zeremonien alttürkischer Bräuche an, wobei die Braut sich den Anverwandten des Bräutigams (als einer Art eugenischer Jury) auch körperlich hüllenlos zu zeigen hatte. Faik ist mehrfach vor die Tür gegangen. Er beginnt unruhig zu werden. Was ist geschehen?

Tataren aus Kobadin



Warum beginnt die Liedaufnahme noch nicht? Können die Frauen nicht singen, bevor Suin erschienen ist?

Nein. Keine der Frauen würde wagen, ohne Suins Genehmigung uns Fremden dienstlich zu sein. Der Sippenälteste übt strenges und offenbar geräusch- und gewaltloses Regiment über die Seinen.

Wieder ist Faik vors Haus gegangen. Endlich: Suin ist erschienen! Der Alte steht im Türrahmen. Aber in dem Augenblick, in dem er erscheint, erheben sich sämtliche Frauen von ihren Sitzen. Wie vom Wind gefegt ist die Stube plötzlich leer. Weggeblasen sind die Versammelten. Was hat sie vertrieben?

Wir wissen es nicht. Wir können nur vermuten, daß Suin einen Wink gegeben hat und daß die Frauen „auf den Wink“ gehorchten. Daß Suin gesprochen hätte, haben wir nicht bemerkt.

Faik entschuldigt sich später. Er macht sich verantwortlich für die Panne. Er hat es unterlassen, den Ältesten rechtzeitig um seine Einwilligung zu bitten und uns ihm vorzustellen und unser Anliegen vorzutragen. Wer hätte so viel Sinn für Form in der Dobrudschasteppe erwartet? Sollten womöglich auch die Hunnen besser gewesen sein als ihr Ruf, da doch viele gotische Edle an ihrem Hof lebten und hohe Ämter bekleideten?

Deutsches Leben in der Dobrudscha

Pfarrer Hahn ist an diesem Sonntag (12. Juli) über Land. Seiner Seelsorge unterstehen verstreute Gemeinden der Nachbarschaft. Zu seinem Amt gehören nicht nur die rein kirchlichen Handlungen des Gottesdienstes. Der Pfarrer solcher Auslandsgemeinde ist der kulturelle Halt der Gemeinde, ihr Wortführer und geistiger Führer überhaupt. Ihm obliegen auch die standesamtlichen Eintragungen. Damit wird er zum Beobachter des Sozialgeschehens, auf das er seinen Einfluß ausübt, wenn er das Vertrauen der Gemeinde besitzt.

Pfarrer Hahn besitzt dieses Vertrauen. Er verfügt über die Kenntnis der Familienvorgänge. Er ist in jeder Familie zu Haus. Wenn wir im vergangenen Jahr in der Batschka aussterbende Familien fanden und die Auswirkungen des Einkindersystems, den Zusammenwuchs vieler Höfe in einer Hand und die Gefahr ihres Verlustes bei falscher

Familienpolitik, so stoßen wir hier am Schwarzen Meer, das in der Luftlinie rund 700 km entfernt liegt, auf Erscheinungen des Bevölkerungsdrucks bei scheinbar unerschöpflicher Raumweite. Bei großer Geburtenfreudigkeit in Kleinsiedlerfamilien ist mit großer Kindersterblichkeit zu rechnen. Viele Kinder werden in den ersten Lebensmonaten an den „Freesen“¹ hingerafft. Wissen die Mütter mit den Kindern nicht umzugehen? Sind die Kostgewohnheiten verantwortlich zu machen? Hat das Klima ungünstigen Einfluß? Wirkt der Raum, der den Kinderreichtum ermöglichen könnte, sich über das Wirtschaftssystem störend aus?

Vielerlei Fragen tauchen auf, die wir mit Pfarrer Hahn und anderen Gemeindegliedern durchsprechen. Die Ursachen der Kindersterblichkeit sind schwer auszumachen.

Wir nutzen den Sonntag zu fotografischen Aufnahmen. Wir besuchen die Höfe, die Häuser, den Kindergarten. Der heutige Sonntag vermittelt uns einen ersten Einblick in das Leben der Kolonistengemeinden am Schwarzen Meer. Ob es sich um Deutsche, um Türken, um Tataren handelt: sie teilen das gleiche Schicksal: sie müssen fern der Hauptstadt und Landesregierung ihr Leben auf der gegebenen Scholle aus ihrer Tatkraft und Geschicklichkeit heraus gestalten. Die Wirtschaft ist weitgehend Agrarwirtschaft. Der Anbau erstreckt sich überwiegend auf Getreide, neben dem Mais, der den ganzen Donauraum beherrscht, finden wir hier noch in stärkerem Maße Gerste und Weizen vertreten.

Unsere Aufgabe ist nicht, wirtschaftliche Erhebungen anzustellen, wohl aber die Technik der wirtschaftlichen Arbeitsvorgänge, soweit sie folkloristisch von Bedeutung sind, festzuhalten. Wir finden bei den Deutschen wie auch den Tataren und Bulgaren stattliche Pferde, offenbar auch Auswirkung gepflegter Pferdezucht. Auf einem Hof besorgte die Bäuerin die Anspannung und Ausspannung, bald nach dem Ausspannen saß sie unter der Kuh, die im Hof angebunden und abgemolken wurde.

Unser besonderes Interesse ist auf die Dreschvorgänge gerichtet, die wir auf der Steppe beobachteten. Als wir uns danach erkundigen, können wir feststellen, daß die Deutschen und die anderen Gruppensplitter sich des gleichen Dreschens bedienen: auch sie lassen die Körner des ausgebreiteten Getreides auf der Tenne, dem Harman (türkisches Lehnwort, auf türkische Herkunft des Verfahrens deutend), durch Pferdehuf austreten und das Getreide durch Feuersteinschlitten zerschneiden und auch durch den Stein auswalzen. Unser Bestreben, eine ganze Dreschgarnitur für das Völkerkundemuseum zu beschaffen, stößt durchaus auf Verständnis sowohl bei Pfarrer Hahn als auch bei dem Vorsteher der tatarischen Gemeinde, der mit uns zu seinen Gemeindenachbarn herumgeht und für uns die Zubehörteile des Steindreschens erbittet, ersteht und erhandelt. Eine besondere Freude für unsere kleine Expedition: Hier, in einer gemischt deutsch-türkisch-tatarischen Gemeinde kommen wir zum Ziel! Hier werden wir endlich die erste Sammelendung für das Museum zusammenbringen: eine Dreschgarnitur vom Schwarzen Meer aus einem Dreschverfahren, das sich um das Schwarze Meer verbreitet findet und offenbar aus Steppengebieten und dem Vorderen Orient stammt. Denn mit dem Stein läßt sich nur dreschen, wenn das Wetter anhaltend trocken ist.

¹Meint er „Fraisien“ - Epilepsie, Krampfanfälle ?

Fraisien wurde als Überbegriff für alle Kinderkrankheiten mit Krämpfen verwendet.

Am Abend dieses Sonntages ist ein deutscher Bauer aus einer der verstreuten übrigen deutschen Gemeinden zu Gast, aus Cogevalac. Wir erfahren zum ersten Mal Genaueres über die Verteilung der deutschen Gemeinden in der Dobrudscha. Wer weiß im „Reich“ von diesen versprengten Inseln deutschen Blutes und deutscher Gesittung? Daß Blut und Gesittung in der so anderen Umwelt deutsch geblieben sind, dafür haben wir genügend Beweise lebendig vor Augen.

Wir müssen versprechen, auf unserer weiteren Fahrt durch die Dobrudscha alle irgendwie erreichbaren deutschen Gemeinden anzulaufen. Wir versprechen es gerne aus begreiflichen Gründen: Einmal soll man sich auf solchen Fahrten in der Fremde grundsätzlich um die Artverwandtschaft kümmern, kommt man doch sozusagen auch als Sendbote einer Welt, die in der andersartigen Umwelt sehr viel lebhafter gewertet wird als im saturierten Mutterland. Sodann sollte man auf Expeditionen, wie wir sie machen, Gastfreundschaft grundsätzlich nicht abweisen. Und — last not least — wir brauchen nach dem Ausfall von Titulmu einen Dolmetscher. In den deutschen Gemeinden werden wir sprachkundige Mittler für unsere Aufgaben finden.

Ein tatarischer Dorfschulze

Am Montag, 13. Juli, ist Pfarrer Hahn zurück und stellt sich uns wieder zur Verfügung. Wir sind mit ihm noch einmal in den tiefen Gräben umhergekrochen, die vor dem Ort durch die Steppe laufen, durch eine Euphorbienwildnis hindurch, und erhalten ein anschauliches Bild von den Ereignissen, die sich im Ersten Weltkrieg hier abgespielt haben. Sie zeigen einen ähnlichen Verlauf wie der Trajanswall, der unweit von Kobadin durch den Dobrudschakorridor zieht, dem Rhein-Donau—Limes als römischem Verteidigungsgürtel zugehörig. Diese schmalste Stelle vor dem Donaudelta ist ein Raumriegel, der hart zu scheiden vermag, infolgedessen auch harte Auseinandersetzungen gesehen hat. Die Doppelsinnigkeit aller Werte macht ihn aber auch zu einem Kettenglied zwischen den getrennten Welten und zu einer Verkehrsstraße. Die große Eisenbahnlinie aus dem rumänischen Erdölgebiet bei Ploesti quert den Korridor. Als Projekt schwebt über ihm der Plan eines Dobrudschakanals, der die doppelte Donauwindung des Deltas abschneiden soll.

Unsere Unterhaltung mit Ahmed Murtaza, dem Dorfschulzen der Tataren, führt zu neuen Überraschungen. Wir finden Ahmed vielseitig interessiert und außerdem recht bewandert in der Geschichte seines Volksstammes. Eine Fülle von Kulturgut seines Volkes ist in ihm noch lebendig. Ich lasse mir von ihm in seiner fast kalligraphischen, kurvigen arabischen Schrift Lieder seines Volkes aufzeichnen. Unsere Unterhaltung erstreckt sich bis in die Nacht. Dabei schweifen die Gedanken von einem Ende des eurasischen Kontinents zum anderen. Wie mir die ostgermanischen Völkerstämme nahe sind und mir ihr tragisches Schicksal im Donauraum zu Herzen geht, so ist Ahmed bei den tatarischen Völkerzügen. So wie mich das Vorzeitgeschehen des eigenen Blutes in den hohen Norden Europas führt, so ist Ahmed dem fernen asiatischen Raum verbunden. Er weiß bei den Mongolen an den Grenzen Chinas besser Bescheid als wir über Edda und Urheimat der Goten und Gepiden, der Bastarnen und Burgunder unterrichtet sind. Trotz der großen rassischen und kulturellen Gegensätze gewinnt unsere Unterhaltung freundschaftliche

Wärme. Ich komme zu vielen Aufzeichnungen, deren größter Teil mir leider im Kriege verloren ging. Zwei Blätter in der eigenen Handschrift Ahmeds sind mir als besonders wertvolle Zeugnisse unserer Begegnung erhalten geblieben.

Es mag angemerkt sein, daß erst in jüngster Zeit über die „Mongolen“, einem Sammelbegriff ethnischer Art, hinter dem sich das Schicksal vieler ostasiatischer Stämme verbirgt, eine zusammenfassende Darstellung von Erich Thiel, „Die Mongolei“ (Isar Verlag, München, 1958), erschienen ist. H. Pörzgen führt in der Frankf. Allg. Ztg. hierzu aus: „Als ehrliches, gutmütiges, wissensdurstiges Volk von außergewöhnlicher Gastfreundschaft schildert Thiel die Mongolen. Nur ein kleiner Stamm des tatarischen Volkstums trug ursprünglich den Namen Mongolen, den dann Dschingis Khan offiziell für sein ganzes Reitervolk einführte. Ihre Überreste sind gegenwärtig als Splitter über weite Gebiete der Sowjetunion verstreut, in Kirgisien, Südsibirien, im Kaukasus, an der Wolga, in der Kalmückischen Steppe und auch in Afghanistan.“

Der Übergang vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit ist noch im Gange. In der Nähe der Städte, selbst in der Umgebung von Ulan—Bator, dienen viele Filzjurten als Dauerwohnung mit festem Boden und sogar eingemauertem Ofen.“

Die Museumskiste

Dieser Montag (13. Juli) gehört ganz und gar der „Feldforschung“. Wir sind im Arbeitsgelände. Das deutsche Leben, das tatarische, das türkische Volksleben und deren Volkskultur, das Zusammenleben so verschiedener ethnischer Gruppen auf engem Raum — viele Fragen liegen hier beieinander.

Pfarrer Hahn ist unverdrossen behilflich, das für unsere Sammlung Notwendige aufzutreiben und auszuhandeln. Wir stöbern in den Höfen und Hütten umher, werden am Vormittag auch Zeuge einer muselmanischen Beerdigung, die mit der Leichenwaschung beginnt. Die Ältesten der Deutschen, auch die Tataren, stehen uns für die Kamera. So kommen wir zu reicher fotografischer Ausbeute auf der Brillant.

Die aus Lehm gestampften, mit Stroh bepackten, niederen Hütten sind denkbar einfach, aber trotz Lehmestrich sehr sauber gehalten. Man schläft auf Matten mit Kopffrolle wie bei den Japanern. In einer reicher ausgestatteten Wohnung fanden wir eine Alte am Boden hockend beim Kamin, einer an die Wand verlegten offenen Feuerstelle mit lehmverputztem Rauchfang. Bemerkenswert sind die zur Maistrocknung und Aufbewahrung des Getreides dienenden Stelzenspeicher, die wir schon bei Adamklissi antrafen. Sie zeigen Flechtwände. Das Besondere dieser Bauten ist die Stelzengründung, die sich ähnlich in Nordeuropa, in den Alpen und auch bei den Treppenspeichern der Lüneburger Heide findet. Solche Stelzenspeicher sind entweder auf Holzböcke gestellt (Siebenbürgen, Alpenraum, Schweiz) oder auf große, glattkantige Steinblöcke (Lüneburger Heide, Dobrudscha). Sie sind Reste einer ureuropäischen Bauweise. Im Savegebiet kommen solche Speicher mit angebauten Trittstufen vor als Übergang zu den niedersächsischen Treppenspeichern mit angebauter überdachter Treppe. Man kann diese Speicher auch als Abwandlungen von Pfahlbauten ansehen. Zu unserer Aufgabe gehört es, auf die am Wege angetroffenen Bauweisen und Haustypen, Zäune, Speicher, Stallungen und Arbeitsplätze sowie auf das Wohn- und Arbeitsgerät zu achten.

Die Sammelarbeit dieses Tages ist recht ergiebig. Meine Sammelliste für das Museum verzeichnet folgende Gegenstände: Dreschsteine mit Rahmen aus Kalkstein (Sammelverzeichnis Nr. 1001), Feuersteinschlitten zum Stroherschneiden beim Dreschen (1002), Fegenetz zum Spreuabsammeln (1003), zweizinkige tatarische Holzgabel zum Strohpacken (1004), dreizinkige Holzgabel (1005), fünfzinkige Holzgabel (1006) in deutscher Konstruktion mit fächerartigen Zinken, fünfzinkige Holzgabel, tatarisch, mit Parallelzinken (1007), kleine Gabel zum Worfeln (1008), Worfelschaufel aus Holz (1011), Schiebbrett zum Zusammenschieben des Dreschguts (1012), Fegebesen aus Steppenunkraut (1013), eine Dornestrüppegge (1014), besonders bezeichnend für den urtümlichen Zustand dieser ganzen Dreschmethode. Zu den Dreschgeräten gehört noch eine Spreutrage (1016) und ein weiterer Dreschstein (1017), dieser könnte aber auch aus Cogevalia stammen.

Zum Dreschinventar wurde noch der sehr bescheidene Hausrat der Tataren erworben, und zwar: eine Schnapsflasche (1021), eine blecherne Wasserkanne, türkisch (1022), ein niederer Eßtisch (an welchem hockend gegessen wird) (1023), ein Dreifuß mit Feuerzange als Zubehör der Feuerstelle (1024), ein Tongefäß (1025), ein Kupferkessel (1026), ein Sielengeschirr (1027), zwei Paar Opanken-Bundschuhe (1028), ein Ochsenjoch mit Deichsel (1030) aus deutschem Besitz, ein Topf zum Mamaligakochen (1108). Mamaliga ist der von Hirten gekochte, in Milch gequellte Maisschrotbrei, der nach dem Herkommen mit einer Schnur aus Pferdeschwanzhaar zerteilt wird. Es wurde noch ein Feuerzeug erworben (1109), dessen besondere Technik mir nicht mehr gegenwärtig ist. Zuletzt gelangten wir noch in den Besitz einiger tatarischer Web- und Stickarbeiten. Ein recht verschlissener Kilim zeigt noch Pflanzenfarben und sehr alte Musterung in Stufenornament, benutzt als Polster und auch als Wandbehang (1110+1111+1112), tatarische Ziertücher (1113+1114) zeigen große Geschicklichkeit und Feinsinnigkeit in der Ausbildung von zarten Blumenornamenten, ähnlich türkischen Arbeiten in Bosnien. Wir fanden tatarische Frauen und auch Mädchen eifrig vor dem Stickrahmen beschäftigt. Diese Stickarbeiten hatten offenbar schon heimgewerbliches Gepräge. Die Stickrahmen selbst waren modern. Dagegen zeigten die Webmotive ursprünglichen Charakter wie auch der Webstuhl, den wir leider nicht erwerben konnten.

Am 14. Juli werden alle erworbenen Sammelstücke zusammengetragen und in Kisten verstaut. Wir sind vor Dunkelheit mit dem Einpacken fertig und könnten nun zu weiterer Kundfahrt starten, doch ist die gewährte Gastfreundschaft bei den Deutschen wie auch bei den Tataren so bezwingend, daß wir uns zum Bleiben entschließen.

Abschied von Kobadin

Mittwoch, der 15. Juli, wird zum Tag des endgültigen Aufbruches bestimmt. Das Auto ist mit dem Sammelgut beladen. Zum ersten Mal empfinden wir so etwas wie Freude über das benzinfressende Ungeheuer unseres mächtigen Fahrschulwagens. Er ist nicht nur Benzin-, sondern auch Devisenfresser. Wie werden wir mit dem Wagen durch das Delta kommen, wenn der Benzinverbrauch so anhält? Vor allem, wie werden wir aus Rumänien herauskommen? Ein weiter Weg liegt noch vor uns. Vorerst trägt der „Fresser und Säuer“ unsere kostbare Last.

Vor der Fahrt in den Weingarten



Bei der „Tankstelle“ in Kobadin wird noch einmal der Benzinbehälter voll aufgefüllt und dazu alle Kanister vollgepumpt. Wer weiß wo wir, bei der Fahrt an der Küste aufwärts, wieder tanken können? Durch Bessarabien geht eine einzige Bahntransversale, sie berührt keine der Küstenstädte. Bevor wir aufbrechen, sind wir Gast bei dem Gutsbesitzer Emanuel Leyer und haben, von ihm zweispännig hinausgeschickt, zunächst seinem „Weingarten“ einen Besuch abgestattet. Welche gediegene Wohlhabenheit deutschen Fleißes an der Küste des Schwarzen Meeres! Welcher Stolz auf den Erfolg! Welche Großzügigkeit und Weiträumigkeit! Was sich da „Garten“ nennt, ist eine Weintraubenplantage von so großer Ausdehnung, daß im Innern ein Turm mit Plattform errichtet ist, von dem herab der Feldhüter seinen Blick über die Anlagen kann schweifen lassen.

Anschließend machten wir noch mit Otto Leyer, einem der führenden Deutschen, einen Besuch auf seinem „Gemüseland“. Ausgedehnte gärtnerische Anlagen, in der Landschaft kaum zu erkennen, so weitgeschweift und so steppenleer ist das Gelände von Sofular. Hier sind Anlagen im Entstehen, die intensiv bewirtschaftet werden sollen, vielleicht auch schon werden. Und hier erhalten wir eine uns tief berührende erste Einführung in die Siedlungsproblematik der Deutschen am Schwarzen Meer (und nicht nur der Deutschen): Diese Kolonisten sind auf siedlerischer Wanderfahrt seit Generationen. Die Vorfahren sind aus Bessarabien über die Donau gekommen. Die Dobrudscha ist, so verstehen wir den Siedlungsvorgang, die Wachstumsspitze des großen Zweiges der nach Rußland verschlagenen deutschen Aussiedler. Unterwegs seit Generationen. Auf Landsuche in der Donauniederung wie die Donauschwaben, aber noch mehr in Bewegung. Und trotzdem sesshaft in ihrer Art. Bodenverbunden und zugleich beweglich unternehmerisch ausgerichtet.

Was uns erschüttert, ist der Stoßseufzer, daß das Land knapp zu werden beginnt. Die Großväter konnten Flächen erwerben, aus welchen sie ihren Kindern Parzellen in der



Größe unserer mittleren Güter heraus schneiden konnten. Die Väter mußten schon die Landmitgift auf die Hälfte verringern. Wenn die Söhne wieder aufteilen, bleiben für deren Kinder Landstücke von 100—200 ha, die längst nicht mehr ausreichend sind zur weiteren Unterteilung. Uns schwindelt bei diesen Landvorstellungen. Wir kommen aus kleinräumigen deutschen Verhältnissen. Mein eigener Besitz beläuft sich auf nicht einmal 10 ha.

Landnot bei Landüberfluß: das ist die groteske Situation, die wir vorfinden. Aber waren nicht auch schon die Stämme der Völkerwanderungszeit von Landnot geplagt? Mußten sie nicht ihren Heiligen Frühling, ihre beste, unternehmerische Jugend auf das Abenteuer der Landsuche schicken, weil die Siedlungsrodungen im Gottesland, im unberührbaren Wald, zu klein zu werden begannen?

Landnot ist eine Frage des Wirtschaftssystems. Hier, in Sofular, wird es uns zum Erlebnis.

Ein zweites und drittes Erlebnis wird uns zuteil. Auch das zweite mag hier eingefügt sein. Während mir Otto Leyer von seinem und seiner Vorfahren Siedlungsschicksal berichtet, ist mein Töchterlein Heimtraut mit dem berittenen Feldhüter darüber einig geworden, daß sie sein Pferdchen zu einem Ritt quer durchs Tal benutzen kann. Ich sehe sie stolz davonpreschen. Und siehe da, schon ist es geschehen: Das Pferdchen scheint der gleichen Meinung zu sein: vorne hoch, hinten hoch — eins, zwei, drei — meine Tochter Heimtraut, die Pferdenarrin Heimtraut, liegt am Boden. Allerdings nur für einen Augenblick. Sie sitzt wieder im Sattel. Im Trab bergab, tritt zu uns, als ob nichts geschehen wäre. Erst nach Jahren hat sie mir gebeichtet, daß das Pferd ihr einen Huftritt in den Bauch versetzt hat, der ihr während der ganzen Reise und später noch zu schaffen gemacht hat; sie war zu stolz, dieses Mißgeschick einzugestehen, oder zu feige? Das dritte Erlebnis, das noch zu verzeichnen bleibt, ist der Einblick in die Verhältnisse der Kleinhäusler, die es hier bei großem Kinderreichtum so gut gibt, wie es sie in der Batschka zu finden gab. Da sind Familien mit sehr viel Kindern und sehr wenig Land.

Wir finden eine solche Familie auf dem Dreschplatz. Die ganze Familie hat sich hier ein Stelldichein gegeben. Man wird an jene Urzeiten erinnert, wo das Dreschen noch ein Tanzen war; etymologisch hängt das Wort dreschen eng mit tanzen zusammen. Die Völkerkunde belehrt uns über solche Dreschtanzzeremonien: „In Krain, Istrien usw. wurden sie (Schalmeien, Verf.) zu Hochzeiten geblasen; in Krain ließen sie die Burschen — immer zu zweien — auch beim Flachsdreschen und Hirse austreten der Weiber und Mädchen erklingen (Valvasor). Auf dem ‚Tanzplatz‘ genannten Mädchenmärkten in Siebenbürgen werden sie ausschließlich von Mädchen geblasen“.

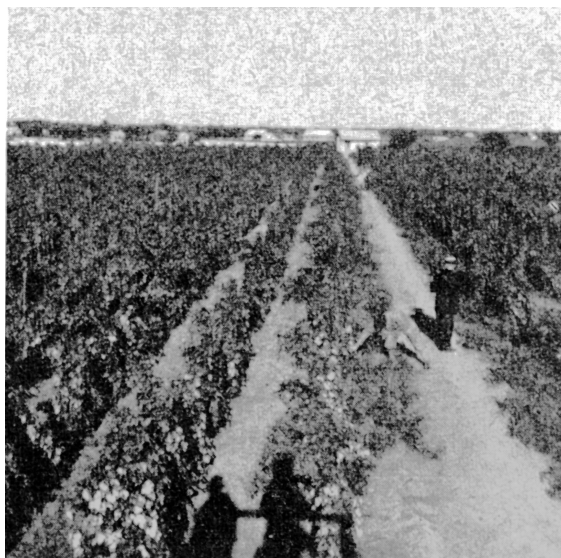
Eine Traube



Wie groß die Raumnot dieser landarmen Familien ist, wurde mir deutlich, als der Buchhalter einer Mühle mich bat, mich für ihn für den Fall zu verwenden, daß Deutschland wieder in den Besitz seiner Kolonien kommen würde. Gründe: Vater von 7 Kindern von 1—12 Jahren, ohne Entwicklungsmöglichkeit im Land; arbeitsam, so gut für landwirtschaftliche wie kaufmännische Tätigkeit geeignet; Kolonist mit Leib und Seele. Die Dobrudscha hat auch nach der Auffassung dieser landarmen Kinderreichen keine Zukunft für die Nachkommenschaft. Warum nicht? Weil Zukunft und Existenz in Flächengrößen gesehen wird, die im „Reich“ geradezu Schwindelgefühle erregen würden. Es fehlt an Industrie. Das Land ist trotz allen Fleißes recht extensiv genutzt und dazu zum Teil auf dem Umweg über das System der „Pacht auf die Hälfte“. Landlose pachten von den Landbesitzern das Land, um es zu bewirtschaften. Der Besitzer stellt außer dem Land die Betriebsmittel. Die Ernte wird 50/50 aufgeteilt; ein System, das hier offenbar schon lange eingespielt ist und offenbar ohne Reibung funktioniert. Besitzunterschiede bedeuten hier keine Klassenunterschiede, weil das gemeinsame Kolonistenschicksal der Kitt ist, der alle bindet. Deutsche in der Diaspora. Die Staatsangehörigkeit? Ja, diese Deutschen sind rumänische Staatsbürger. Sie sind politisch nach Bukarest orientiert und nehmen, wie ich feststellen konnte, lebhaft am Parteigeschehen teil. Vielleicht schafft die Politik sogar eine stärkere Zerklüftung als die unterschiedlichen Besitzverhältnisse.

Beim Kilometerstand 58 200 brechen wir endlich, schwer bepackt mit unseren Museumskisten, von Kobadin auf. Wir queren den Trajanswall und sind am

Ein Teil des 10 ha großen Weingartens
von Em. Leyer



Spätnachmittag in Konstanz, der großen Hafenstadt mit zahlreichen Ölbehältern, an der Schwarzmeerküste. Das Schwarze Meer! Wir haben das Schwarze Meer erreicht. Das Meer, das alles andere als schwarz ist. Es macht auf uns den milden und lieblichen Eindruck (diesmal auch hier, wir sollten es auch anders kennen lernen), den wir vom Wannsee her kennen. Ein ins Überdimensionale gesteigerter Wannsee — das Schwarze Meer.

Die Museumskiste wird nach Deutschland verladen

Es ist oft schwierig, das für ein Museum zusammengebrachte Sammelgut zu verpacken und auf den Weg nach Deutschland zu bringen. Je weiter man sich von der Zivilisation und deren Verkehrsmöglichkeiten entfernt, desto einschneidender machen sich die Fragen der Verpackung und Verladung und Ausfuhr bemerkbar. In Konstanz war unser erster Weg zum Büro einer internationalen Spedition. Wir fanden eine solche, die durch einen Deutschen, Herrn Stocker, geleitet war. Unser Glück. Backschischfragen schieden grundsätzlich aus. Herr Stocker war uns nicht nur bei der Verfrachtung der Güter und Erledigung der Zollformalitäten behilflich. Herr Stocker, schlank und sportlich, in weißem Leinenanzug, erbotet sich, uns auf unseren Suchstreifen in die Steppen zu begleiten. Wir haben über den Hafen Konstanz günstige Möglichkeit, Museumsgut nach Berlin zu verladen.

Aber die Ausbeute unserer Kurzstreifzüge in die Nachbarschaft ist wenig ergiebig. Wir hätten bei wandernden Zigeunern sammeln können; ihre Lebenswelt ist völkerkundlich besonders interessant und wenig erschlossen. Ihr folkloristisches Besitztum ist aber wenig ausgeprägt; sie kleiden sich in Fetzen, die ihre Wirtsvölker abgelegt haben. Ihre Planwagen, ihre Feuerkessel, ihre Werkzeuge . . . sie sind wenig von denen der Umgebung verschieden. Wir verzichten auf diese Sammlung, da sie zu wenig originell ausfallen und uns zu lange aufhalten würde. Die Sitten und Bräuche der noch recht urtümlichen balkanischen Wanderzigeuner zu studieren, würde als Aufgabe gewichtiger sein, fällt aber außer unseren Bereich, da wir für eine solch tiefeschürfende Arbeit nicht genügend

vorbereitet und ausgerüstet sind.

So versuchen wir noch, bei türkischen Aussiedlern auf der Steppe nachzuforschen. Der Dampfer, der sie in die Türkei entführen soll, hat bereits am Kai von Konstanz festgemacht. Aber von den Auswanderern ist nicht viel zu erhoffen. Wir müssen uns auf Gagauzen und Lazen vertrösten, auf fremdartige Volkssplitter, die im unteren Donaauraum verstreut siedeln. Wir hoffen, hier auf so etwas wie Urbevölkerung zu stoßen, Reste von Geten oder Sarmaten oder Goten (die wir in Turtukaia glaubten erstmalig aufgespürt zu haben). Es gibt, ethnographisch gesehen, zwei besondere Landschaftstypen: die „Durchzugs- und Überflutungslandschaften“, in welchen sich eine Völkerwelle nach der andern gebrochen hat, im Zeitenstrom verbrandend und die „Rückzuglandschaften“ in hohen Gebirgen, in Sumpf- und Steppengebieten, in welche unter dem Ansturm junger Völker alteingesessene Bevölkerungsteile abgedrängt worden sind. In solchen Gebieten sind Überlieferungen besser erhalten und deutlicher abgesetzt als an den allgemeinen Zugstraßen.

Wir kehren eigentlich ohne Ergebnis von den Steppenstreifen zurück. Wir haben lediglich für die Anthropologie arbeiten können, indem wir die unter einem improvisierten türkischen Zelt versammelten Aussiedler als Typen (en face und im Profil, genau auf Nasenwurzel-Ohrlinie abgestellt) auf die Filmspulen bannten und außerdem von ihren bäuerlichen Händen Handabdrücke nahmen (sogenannte Abklatsche, hergestellt durch Einschwärzen der Hände mit Stempelkissen und Abdrücken der geschwärzten Hände auf Saugpapier) wobei darauf zu achten war, daß das ganze Stromsystem der Papillarlinien, das für jede Hand charakteristisch und bezeichnend ist, gut zum Ausdruck kam. Diese Arbeit wurde ausgeführt für einen Spezialisten in Dahlem, Dr. Abel, der auf Grund von Formeln, die er aus den Liniensystemen erarbeitet, Völkerverwandtschaften nachzuspüren bemüht war. So sollten Tatarenhände mit Eskimohänden verglichen werden. Zwischen Türkenhänden und Magyarenhänden mußten Beziehungen bestehen. Die Daktyloskopie ist eines der wissenschaftlichen Mittel, wie vergleichende Sprachforschung, vergleichende Hausforschung und Sittenforschung, dem großen Geheimnis des menschlichen Ursprungs, seiner frühen Kultur und dem Rätsel Mensch überhaupt nachzuspüren. — Konstanz: Hafen von Weltruf. Wir haben nicht nur in Herrn Stocker einen Dolmetsch gefunden. Wir kommen in Beziehung zu einer deutschen Arztfamilie, der uns wiederum mit einem Krankenhaus in Verbindung bringt, das von deutschen Diakonissenschwestern betreut wird. Wir finden eine große Armenierkolonie, in deren Art wir über den Umweg der Deutschen eindringen können. Wir erhalten neue Einladungen, sind Gast an den Abenden, wenn die Glut des Tages sich gelegt hat, in den Gartenschenken, bei einem schmackhaften Imbis, gutem Wein und Liedern der Musikbanden, die für den ganzen Balkan bezeichnend sind. Gastfreundschaft am Schwarzen Meer. Wir geben uns ihrem Zauber hin, uns vorbereitend auf einen neuen Abschnitt unserer Arbeit. Die erste Museumskiste ist verladen. Wo werden wir die zweite Museumskiste packen können?

Von Konstanza nach Tulcea und Vâlcov¹

Konstanza und Mamaia: verzögerter Aufbruch

Am Mittwoch, 15. Juli 1936, sind wir von Kobadin kommend, den Trajanswall querend, in Konstanza angekommen. Wir sollten so bald nicht weiterfahren. Nach Auskunft der deutschen Gesandtschaft in Bukarest war die Ankunft unserer neuen Kamera (als Ersatz für die zurückgesandte defekte Kamera) bald zu erwarten.

Unterwegs stoßen wir noch auf ein Kinderbegräbnis, das wir filmisch als völkerkundlichen Fund festhalten können. (Der Film ging dann im 2. Weltkrieg verloren.) Zur Nacht bei Dr. Mauch.

Donnerstag, 16. Juli 1936: Durch Vermittlung von Dr. Mauch, dem deutschen Arzt des deutschen Diakonissenhauses Konstanza (Mutterhaus in Bukarest; wir werden es später noch kennen lernen) werden wir mit der armenischen Bevölkerung zusammengebracht, die in den Hafenstädten um das Schwarze Meer, bis tief an der Donau hinauf, starke Kolonien bildet. Wir lernen die armenische Bücherei kennen (in Rustschuk, Bulgarien, konnten wir später auch in das kirchliche Leben eindringen) und gewinnen Herrn Cedighian für unsere Aufgabe, Handabdrücke für das KW. Inst. f. Anthropologie mitzubringen. In der Bücherei findet die Prozedur statt. Die Armenier stellen sich bereitwillig zur Verfügung. Wir schwärzen ihnen mit einem Stempelkissen die Hände ein. Sie drücken die Hände auf Saugpapier ab. Die Armenier sind ohne Mißtrauen. Obgleich die Armenier als besonders gewandte Kaufleute gelten und von ihnen behauptet wird, sie seien jüdischer als die Juden, fanden wir sie gar nicht gerissen. Sie waren überaus gastfreundlich. Dabei mußte die Kamera feststellen, daß sie den semitischen, eigentlich vorderasiatischen, Typus viel reiner verkörpern als die Juden, die in den Karpaten auffällig „nordische“ Züge zeigten: blonde Bärte und blaue Augen. Die schärfsten Hakennasen bei aufgeworfenen Lippen fanden wir unter den Armeniern (Fotos zu balkanischen Rassentypen sind in der mit Prof. Mühlmann und Prof. v. Lösch herausgegebenen Schrift enthalten „Rassen und Völker in Südosteuropa“ Volk und Reich-Verlag Berlin 1943).

Wir sind, da unser Aufenthalt sich hinausziehen wird, im Diakonissenhaus untergekommen. Den Abend verbringen wir mit unseren Freunden in einem Vorstadtgartenlokal. Es gibt als Spezialität: Spießgebratenes. Hier gilt es als eine Besonderheit. In Jugoslawien war es in vielerlei Form in jeder Gostionica, in jeder Schänke und Garküche, zu finden. Das Spießgebratene ist lukullisches Überbleibsel vor- und frühzeitlicher Eßgewohnheiten, übrigens eine recht schmackhafte Kost.

17. Juli 1936 (Freitag): Nach der Frühandacht und dem Frühstück mit den frischen und aufgeschlossenen Diakonissinnen ziehe ich mich zu schriftlichen Arbeiten zurück. Unser Auto frißt viel Benzin. Ich muß, wie in Jugoslawien, versuchen, durch Aufsätze für die Presse Mittel zur Aufbesserung unserer Reisekasse zu erhalten. Am Abend lädt uns Herr Stocker, unser Cicerone für Konstanza, zu einer Fahrt in das nahe Schwarzmeerbäd Mamaia ein. Wer es sich leisten kann, flieht vor der Tageshitze ans Meer, um hier Staub und Schweiß abzuwaschen.

¹Teil 2; dieser Teil erschien im Jahrbuch 1960 ab Seite 213

Wir sind überrascht, in solcher Abgelegenheit ein solch modernes Bad zu finden. Ballspiele in der sanften Brandung. Gekreisch und Jubel ausgelassener Jugend. Wir stürzen uns ebenso begeistert in die Fluten. Schwarzes Meer? Wir lassen uns vom kristallinen Blau und Lichtgrün der Wellen überrieseln. Ein Riesenball mit der Aufschrift Nivea wird um und um getrieben. Ein feiner Sand, ein Kurhaus, das an der Ostsee stehen könnte. Wir werden beim Treiben der Menge lebhaft an den Wannsee und die herrliche Seen—Umgebung Berlins erinnert.

18. Juli 1936 (Sonnabend): Wir haben selten die Hundstage so angenehm verbracht. Da es Sonnabend ist, können wir nicht erwarten, daß unsere Kameraangelegenheit heute noch erledigt wird. Also fahren wir hinaus nach Mamaia. Das Auto von Dr. Mauch ist zur Verfügung gestellt. Seine Buben bringen meinen Kindern (mein Ältester Reinhart und meine Älteste Heimtraut begleiten mich) die ersten Griffe der Autobedienung bei. Die Buben sind in ihrer selbstgebastelten Fahrtechnik forsch. Aber diese Forschheit haben wir auch in Bukarest bemerken können. Das Auto scheint mir manchmal aufzukreischen vor Empörung.

Genug: wir sind wieder in Mamaia. Wir bauen unser Filmstativ auf. Das Thema, das wir hier einfangen können, ist zwar nicht speziell völkerkundlich. Trotzdem gehört ja solche Badeausgelassenheit zum Volkscharakter. Wobei festzustellen ist, daß sich diese Badefreude und Planschbegeisterung von Volk zu Volk wenig ändert, das aber mag an der Magie liegen, die das Element Wasser auf alle ausübt, die sich seinem Zauber hinzugeben verstehen. Vorsichtshalber telefoniere ich noch einmal mit dem deutschen Konsulat wegen meiner Kamera. Die Auskunft fällt aus wie sie erwartet wurde: Sämtliche Herren der Pressedirektion (die das Patronat über meine rumänische Reise übernommen hat) sind in Sinaia, dem Pendant zu Mamaia am Südhang der Karpaten, der Zuflucht stadtüberdrüssiger Bukarester.

19. Juli 1936 (Sonntag): Mit gutem Gewissen können wir noch in Konstanz bleiben. Höhere Gewalt ist im Spiel.

Wieder verbringen wir den Vormittag mit den Diakonissen und nehmen teil an ihrem Gottesdienst. Die Kinder sind mit den Mauchschen Kindern auf Streife.

Am Nachmittag setzen wir die Filmaufnahmen in Mamaia fort. Diesmal assistieren zwei Diakonissinnen, die ihre helle Freude an dem Planschbetrieb nicht verhehlen.

Während des Filmens werden wir von einem rumänischen Major sehr deutlich daran gehindert. Der Aufgebrachte schleift uns ins Kurhaus, doch gelingt es einer Schwester über die Gattin des Majors diesen zu besänftigen. „Meine Frau hat Sie freigelassen . . .“

Ich weiß nicht, ob wir weiter filmten. Jedenfalls stürzten wir uns ins Schwarze (Blaue) Meer, Staub und Ärger abzuwaschen. Zum Abend sind wir im Krankenhaus bei den Diakonissen. In einer kleinen Singstunde erleben wir eine Gemeinschaft, die durch das Lied ihrer deutschen Art, nicht nur im Kirchlichen sondern auch im Weltlichen Ausdruck gibt. Wir fanden es unterwegs ja immer wieder, wie sehr das Innere und Seelische einer Volksart im Lied eingefangen und niedergeschlagen ist und sich über das Lied ausspricht. Wir erlebten es in Ungarn, in der Batschka, in Südserbien, in Dalmatien; und so auch hier bei deutschen Schwestern, aber auch in Bukarest unter rumänischer Jugend. Das deutsche Lied spricht unmittelbarer von deutscher Art als irgend ein

Industrieprodukt, das auf einer Auslandsmesse gezeigt wird.

Die Kinder sind miteinander zum Bummeln weg. Ich sitze noch lange mit Dr. Mauch beisammen, über all die Fragen plaudernd, die uns Deutsche hier unten am Schwarzen (Blauen) Meer bewegen. Die Gastfreundschaft empfinden wir als wohltuend.

20. Juli 1936 (Montag): In unserer Kamerasache kommen wir wieder nicht weiter, weil heute Feiertag ist, einer der zahlreichen orthodoxen Feiertage. So kann ich mich mit Herrn Stocker noch einmal eingehend unterhalten.

Am Nachmittag fahren wir noch auf die Steppe hinaus nach Cogevalia, um beim Bauern K. Mehl die dortige Dreifelderwirtschaft zu studieren. Auch Düngungsfragen kommen zur Sprache. Die Wirtschaft hier ist hinter der deutschen zurück; obgleich der Dreschschlitten hier und da schon durch moderne Dampfdreschmaschinen abgelöst wird. In Cogevalia haben wir Gelegenheit, beide Dreschmethoden nebeneinander angewandt zu sehen. Es ist Erntezeit. Alle Bauern sind auf dem Feld. Das Getreide ist geschnitten. Alle Bauern sind mit dem Dreschen, dem Austreten oder Ausblasen beschäftigt. Wir wollen das Dorf noch einmal anlaufen, sobald wir die neue Kamera einsetzen können. Die Dreschvorgänge sind hier Thema 1. Daneben werden wir viele anthropologische Aufnahmen machen, von den Deutschen, sowohl den von Süden herauf-, als auch den aus Bessarabien heruntergekommenen, von Tataren und Türken und Armeniern, von Bulgaren und Lazen; wie im ganzen unteren Donauraum (eigentlich schon von Wien ab) ist auch hier ein buntes Gemisch der Typen und Schicksale zu finden.

21. Juli 1936 (Dienstag): Wir sind immer noch Gast im Diakonissenhaus. Wie sehr es uns auch auf die Steppe drängt, wir müssen ausharren. Endlich ein Telegramm aus Bukarest: Die Kamera ist eingetroffen und wird per Eilpost übersandt.

Noch einmal besuchen wir mit Herrn Stocker ein türkisches Aussiedlerlager. Unter einer Plane hocken Familien beisammen, Patriarchen sind darunter. Im Hafen liegt das Emigrantenschiff, das sie in die Türkei bringen wird.

22. Juli 1936 (Mittwoch): Endlich! Die neue Kamera, die Kinexakta, ist eingetroffen. Die Wartezeit ist beendet. Wir richten das Auto, das so viel Staub schon geschluckt hat. Überprüfung des Bordbuchs ergibt, daß der Benzin-Verbrauch unwahrscheinlich hoch ist. Werden noch genauer kontrollieren müssen. Kontrolle im Fahren ist recht schwierig.

Die Arbeit beginnt: wir besuchen noch einmal das Türkenlager in Pallas. Unsere „Menschenjagd mit der Kamera“ hat wieder begonnen, ein Unternehmen, das leidenschaftlicher zu fesseln vermag als mit der Flinte Tieren der Wildnis aufzulauern. Denn, wenn irgendwo, so hat sich das Geheimnis des Lebens und ganz besonders des menschlichen Lebens, in der Statur, in Mimik und Gestik des Menschen niedergeschlagen.

Der Harman von Cogevalia: Dreschen am Schwarzen Meer

Um die Erlebnisse in Cogevalia, der Konstanza benachbarten deutschen Gemeinde am Schwarzen Meer auszuschöpfen, lege ich das Bordbuch beiseite. Es verzeichnet nicht einmal das genaue Datum des Besuches, der allerdings unmittelbar nach Aufbruch von Konstanza stattfand.

Sehr viel ausgiebiger berichtet das Negativarchiv über das, was bei dem kurzen

Besuch auf der Steppe das Auge alles hat einfangen können. Obgleich es sich um ein sehr enges Thema dreht, ist es nicht wenig. Zum Thema Cogevalia verzeichnet das Archiv nicht weniger als 50 Negative (Nr. 10 520—10 570).

Zur Erprobung der neuen Kamera wird zunächst ein Ausflug zum Türkenlager in Pallas und bei der Gelegenheit ein Besuch im Zigeunerviertel von Konstanza unternommen. Von beiden Streifen bringen wir schöne Beute mit. Im Zigeunerviertel ist das Auto so stark von Kindern umdrängt, auch von Frauen mit Kindern auf den Armen, in weite, farbigbunte Umhänge gekleidet, daß wir keine andere Möglichkeit sehen, der Zudringlichkeit zu entkommen, als kleine Geldstücke in die Menge zu werfen. Die Kinder stürzen sich, übereinander kollernd, auf die Köder mit lautem Hallo und Geschrei. Wir geben Vollgas, um zu entkommen.

Beim Hafen wird eine Mole gebaut und erweitert. Auch hier ergeben sich wieder einige Schnappschüsse. Am Ende einer Mole hockt ein Fischer mit Senknetz, einem bespannten Rahmennetz, das an einer biegsamen Gerte ins Wasser gelassen wird. Zum Köder werden winzige Fischchen, eine Art Sardinen, zerquetscht ins Wasser gegeben. Die Beutefische stürzen sich auf diese Speise, wie — ja, wie sich die Zigeunkinder auf unsere Geldstücke stürzten. Eine Weile schauen wir dem geruhsamen und doch so ausgeklügelten Vorgang am Kopfende der Mole zu.

Zum ersten Wild, das wir mit der Kamera jagten, gehörten übrigens auch die Badewütigen am Strand zu Mamaia und natürlich unsere liebenswürdigen Diakonissenschwestern, voran Oberschwester Maria, deren Krankensäle und Arbeitsweise wir festhalten konnten. Das blitzende Glas der Türen und Fenster, die Helle der Räume, die durchgehende Sauberkeit spiegeln sich in den Fotos wider. Wir konnten bis in den Operationssaal vordringen und den Chefarzt bei einer Behandlung festhalten.

Cogevalia: In meinem Archiv finden sich dicht beisammen die Fotos, welche das Schlittendreschen festhalten und daneben die schmauchenden Dampflokomobile, das Äußerste an Technik in der Landwirtschaft hier unten am Schwarzen Meer.

Womit beginne ich in der Schilderung? Dem Archiv folgend stoße ich zunächst auf den Harman, den Schlittendreschplatz, dessen Lehm Boden festgestampft ist. Der Dreschschlitten ist mit zwei stattlichen Pferden bespannt. Ein Mädel von 13 Jahren hockt darauf, die Pferde antreibend. Die Pferde, peitschengetrieben, ziehen im Kreis um den Platz. Bauern und Bäuerinnen sind dabei, mit tatarischen und deutschen Holzgabeln das Erntegut aufzuschütteln. Der Harman liegt an der Rückwand des langgezogenen backsteinerne Hofgebäudes. Ist es der Hof vorn Bauer Mehl?

Ein anderes Foto hält den Dreschschlitten fest, diesmal mit drei Kindern besetzt. In voller Fahrt geht es — hüthott — um den Dreschplatz herum.

Wir wechseln zum Maschinendreschen hinüber. Reinhart und Heimtraut, meine Reisebegleiter, haben sich zur Seite in den Schatten alter, borkenrissiger Weiden gehockt. Die Drescheinrichtung nimmt einigen Raum ein, vorn die Lokomobile mit Stroh geheizt, ein langer Transmissionsriemen flattert, es folgt der hochgebaute Dreschkasten, in Staub eingehüllt. Daneben wächst ein gewaltiger Berg von Kaff an. Frauen schleppen in eigenen Tragen den Kaffberg in eine Scheune hinüber. Wir halten alle Einzelvorgänge fest: den Maschinisten beim Stroheinschieben in den Ofen, die Bauern beim Kornabsacken. Sie

Mit dem Besen aus „Besenreis“ auf dem Dreschplatz



lassen das gute Korn befriedigt durch die Hände laufen. Es ist das Gold des Fleißes, der Segen, den Himmel und Erde harter Arbeit spenden. Hier und da halte ich Einzelszenen, oder auch Gruppen und Einzeltypen, fest. Sie ruhen jetzt alle in diesem Zauberkasten Archiv, alle jene, welchen wir damals bei ihrem Tun zuschauen konnten.

Außer dem Dreschvorgang sind noch andere Szenen eingefangen. Da sind Buben von fünf, sechs Jahren, die die Pferde abhalftern. Ein solcher Stöps sitzt hoch zu Roß und reitet drei Pferde heim. Auch solche Szenen sind bezeichnend für das deutsche Leben in der Dobrudscha.

Irgendwie muß die Ortspolizei von unserem Besuch Witterung bekommen haben. Der Dorfgendarm hat sich beim Bauern gemeldet. Der Bauer geht mit ihm unter eine schattige Laube. Ein Krug Wein wird kredenzt. Nach einer Weile sehe ich, wie der Gendarm den Bauern umarmt. Kann also nicht sehr schlimm sein. Als der Polizist fort ist, macht mich der Bauer darauf aufmerksam, daß unser Auto beschattet wird. Unauffällig wird unser Weg durch die Dobrudscha verfolgt, unser Tun und Treiben festgehalten. Nun, warum nicht? Wir haben nichts zu verheimlichen. Aber wozu dieses ganze Mißtrauen? Glaubt man etwa auch in Bukarest, daß wir nach dem Reichstagsbrandstifter fahnden, wie es übrigens auch in Konstanz und später in den Karpaten verlautet wurde?

Eine weitere Bildserie führt uns in einen Talkessel mitten auf der Steppe. Im Innern des Kessels ist ein Brunnen angelegt von einigem Ausmaß, mit gemauerten Brüstungen umgeben. Beim Brunnen ist ein geräumiger, fast neuer Schuppen errichtet. Im Hintergrund ist eine Kate zu erkennen, hier mag der Dorfhirte wohnen. Am Brunnen strömen allmorgendlich und allabendlich (vielleicht auch noch mittags?) alle Tiere einer großen Herde zusammen. Gehören sie einem Bauern oder handelt es sich um die Dorfherde? Jetzt naht die Herde. Eine Frau ist beschäftigt, Wasser aus dem Brunnen heraufzuholen. Das geschieht mit Eimern, an einer langen Stange befestigt, die mit einer Wippe ausbalanciert sind; wie es früher in der Lüneburger Heide an den Ziehbrunnen üblich war. Jetzt sind die Pferde heran. Mehrere Gruppen von Pferden, von mehreren Männern geführt.

Das Wasser rinnt in Tröge. Eine Reihe von Trögen, zehn, es mögen auch zwanzig sein, sind aneinandergeschloßen. Durch einen Stöpsel können die Tröge abgetrennt werden, die untereinander verbunden sind. Die große Zahl der Tröge ist Ausdruck dafür, wie stark die Viehhaltung hier in der Steppe ist. Vom Hang und Dorfrand her naht jetzt eine Rinderherde. Der Hang und das Dorf sind mit Bäumen besetzt, Akazien, Wein, Obst. Der Kessel um den Brunnen herum ist kahl, eben Steppe. Wir haben schon mehrere solcher Weidekessel kennen gelernt; den ersten in der Nähe von Adamklissi. Am dortigen Brunnen fanden wir Steine von der Ummantelung des Siegesdenkmals der Römer vermauert, Brunnentröge aus ornamentiertem Marmor, in der Steppe, das mußte uns nachdenklich und melancholisch stimmen.

Tariverde — Cogealac: im Innern der Dobrudscha

24. Juli 1936 (Freitag): Als wir aus Konstanza wegfuhrten, zeigte unser Auto 58 511 km. Als wir in Tariverde ankamen, stellten wir 58 622 km fest. Wir haben über 100 km zurückgelegt. Die Luftlinie ist weit weniger. Viel Benzin haben wir mit Kreuz- und Quersfahrten verbraucht.

Unser Hauptthema wird auch in Tariverde abgehandelt. Auch hier ist das Dreschen in vollem Gange, allerdings nur Steindreschen. Wir kommen dazu, wie der Dreschplatz, der Harman, gefegt wird, lernen neue Hantierungen und neue Geräte kennen.

Wenn ich dem Negativarchiv folge, finde ich: Getreidefegen mit der Putzmühle, wirbelnder Staub verschlingt den ganzen Vorgang. Die Putzmühle ist, wenn ich mich recht erinnere, eine bessarabische Erfindung, deutscher Handwerksgeist. Sie ist nicht nur in die Dobrudscha sondern auch zu Rumänen und zu den Russen der Nachbarschaft gedrungen. Sie ist dabei, das bei Türken und Tataren noch geübte Fegen mit dem Netz abzulösen, ebenso das Worfeln gegen den Wind, wie wir es vor Kobadin beobachten konnten.

Hier also, in Tariverde, wird gefegt mit der Mühle. Ein Bub, zur Seite das Schwesterchen, sitzt auf einem der geriefen Mahlsteine, durch welche das Korn aus dem aufgeschlitzten Stroh gepreßt wird. Mein Sohn tritt an ihn heran, hebt seine windschiefe Mütze dem Buben vom Kopf, der übrigens eine prächtige Ähre, Symbol der landschaftlichen Fruchtbarkeit, auf dem Arm hält. So ist der Bub gut hergerichtet. Er lacht aus vollem Hals. Auch dieses urgesunde Kinderlachen, diese zutrauliche Unbefangenheit, ist ein Zug im Leben dieser Kolonisten.

Wieder wird mein Blick durch Kinder gefesselt. Mit dem Strauchbesen sind sie dabei, den Dreschplatz reinzufegen. Offenbar ist hier die Hauptarbeit des Sommers, das Dreschen, schon beendet.

In einem Siedler namens Klukas haben wir einen Freund und Cicerone gefunden. Mit ihm fahren wir zu einem andern Schauplatz hiesigen Lebens hinaus. Eine neue Siedlung ist im Werden. Siedlung? Schlüsselfertig eingerichtet von einer Siedlungsgesellschaft angelegt? Nein: hier ist Siedlung im ursprünglichen Sinn der Selbsthilfe zu verstehen. Da werden aus dem Löß der Landschaft Lehmpatzen gestrichen und in der Sonne getrocknet. Aus den Lehmpatzen werden niedere Hütten errichtet. Man muß sich tief bücken, wenn man zur Tür hinein will. Ein sehr sinnvolles Verfahren: man begnügt sich zunächst mit einem winzigen, selbstgebauten Raum für die Urhütte. Das kostet kaum

mehr als die eigene Arbeit. Damit wird angefangen. (Unsere „Siedler“ dagegen, die kaum bei ihren Häusern Hand anlegen, beginnen, dem allgemeinen Standard entsprechend, schlüsselfertig und — mit entsprechenden Hypotheken belastet.) Der herrliche Löß macht solche Bauweise möglich. Gegen die Witterung sind die Hütten eingetieft. Auch ich habe als Siedler 1915 in der Lüneburger Heide einmal mit solch primitiver Hütte begonnen; allerdings, mir stand nur rieselnder Sand, kein backfähiger Lehm zur Verfügung.

Eine Szene bei diesen Siedlern: da die Hütte noch nicht fertig ist, hat eine Siedlerfamilie ihre Kochstelle im Freien angelegt. Die Mutter hantiert in dieser Freiluftküche. Semmelblonde Kinder hocken vor dem eisernen Kasten, dessen Schornstein ins Freie mündet. Selten habe ich solch blonde, lichtblonde und solch rotwangige Kinder gesehen. Was treiben sie? Sie knappern Kukuruz, frische, eben ausreifende Maiskolben. Mais muß wohl eine ganz vortreffliche Speise sein; das konnten wir schon in der Batschka bei Rußniaken feststellen, deren Kinder ebenso blühend gesund waren und ebenso barfüßig und — lafnäsigg herumlaufen. Natürlich hab ich die Kleinen eingefangen, zusammen mit dem Futterteller, den sie einer etwas mißtrauischen Schar von flaumweichen Gösselchen hielten. Den Hintergrund dieser Szene bildet ein schier unabsehbares Maisfeld mit seinen schilfigen Blättern. Neben dem Mais stellen wir umfangreiche Sonnenblumenkulturen fest. Das Auskauen von Sonnenblumensamen, bei den Russen ausgiebig geübt, hat sich auch bei den Deutschen eingebürgert, übrigens sogar in den Städten des Südostens. Eine weit bekömmlichere Näscherei als die Süßigkeiten, mit welchen unsere Kinder allzufröhlich bekannt werden.

Beim Patzenmachen



Unweit vom Maisfeld ist eine Lehmbank, hergerichtet zum Patzenstreichen. Die nach Art unserer Ziegelsteine geformten Patzen werden auf einem Trockenplatz ausgelegt und hin und wieder gewendet. Eine Frau, umgeben von ihren Kindern, ist mit dem Wenden beschäftigt. Die Kinder sind selbstverständlich wieder in den Arbeitsvorgang eingepannt. In ähnlicher Weise wird übrigens der Dünger ausgelegt und zu Heizziegeln

getrocknet.

Wir werfen noch einmal einen Blick über den Gutsdreschplatz. So weit das Auge reicht, erstrecken sich die Felder des Gutes. Gebäude sind nicht zu sehen. In der Mitte des Geländes treibt ein Mann drei Pferde über das Getreide. Dahinter ist ein Maisschober zu sehen, auf Stelzen gesetzt, um ihn gegen Mäuse und Zieselmäuse, die hier sehr zahlreich sind, zu schützen. Am Horizont Baumgruppen.

Beim Harman angekommen haben wir Gelegenheit, den Dreschschlitten noch einmal genauer zu untersuchen und mit dem in Kobadin erworbenen, inzwischen zur See nach Deutschland geschickten, zu vergleichen. Der Schlitten ist, ähnlich dem vorigen, aus vier ineinandergefügten Brettern gebildet, nach vorn leicht skiartig aufgebogen. Die beiden hinteren Drittel des Schlittens sind mit zugeschärften Feuersteinschneiden besetzt, jedes dieser „Messer“ etwa in Größe eines dreifachen Daumennagels. Die Messer sind ungemein scharf. Ihr Gebrauch dürfte an die Anfänge der Getreidekultur zurückverweisen. Das Schlittendreschen ist ums Schwarze Meer und im Vorderen Orient verbreitet. Nach Hirschberg, Wien (Die Große Völkerkunde), ist der Dreschschlitten, mit Feuerstein besetzt, perimediterran, also im ganzen Mittelmeergebiet verbreitet. Er wird von ihm als ägäisch angesprochen, also auf die Griechen und ihre Vorläufer zurückgeführt. Die Frage bleibt offen, wie er hierher gelangt ist und von wo er seinen Ausgang nahm. Ist er im Bereich der ägäischen Kultur entstanden oder ist er mit kulturellen Wanderwellen auf Wegen eingedrungen, auf welchen auch der Pflug seine Verbreitung fand? Ist er auch mit dem Getreide gewandert? Offenbar gehört er wesentlich dem Getreidebau an.

Neben dem Schlitten gehört unsere Aufmerksamkeit wieder der Dreschrolle, die zum Schlitten das Ergänzungsgerät ist und diesem auch vorgespannt werden kann. Es handelt sich um eine Kalksteinwalze von 1 m Länge und etwa 60 cm Höhe, in die 6 Rillen eingekerbt sind. Diese Walze quetscht beim Umlaufen die reifen Körner aus der Ähre. Voraussetzung dieses ganzen Steindreschverfahrens ist natürlich eitel Sonnenschein, der zur Erntezeit nicht fehlt. Das Verfahren stellt immerhin einen erheblichen Fortschritt dar gegenüber dem einfachen Ausschlagen des Getreides oder dem Austreten mit dem Fuß, dem Auspolken mit der Hand oder dem Austreten mit dem Pferde- oder Rinderhuf, auch noch gegenüber dem Ausfahren mit dem Wagengestell, wie wir es in Bulgarien fanden. Das Austreten mit Rindern trafen wir bei Skoplje in Südserbien an. Das Ausklopfen am Ohridsee, und zwar Ausklopfen über einem einfachen Lattenbock.

Zu den Häuslerhütten, zu welchen uns Freund Klukas geführt hat, sei ethnographisch noch angemerkt, daß sie sich im ganzen unteren Donaugebiet und im Bereich der Lößzone finden, oft so tief in die Erde gelegt, daß sie eher als Keller denn als Hütten anzusprechen sind. Wir fanden sie noch in Nordbulgarien bei den Hirten am Balkan. Die Hütten schützen gegen Kälte und Hitze; sie sind noch lange als Webkeller benutzt worden. Jedenfalls gehören sie zu den aus den Gegebenheiten der Landschaft herausgewachsenen Bauformen und finden sich meist mit Flechttechnik gekoppelt. Auch hier in der Dobrudscha sind die Maisschober aus Reisig geflochten, oft auch die Hauswände, wenn sie mit Lehm beworfen werden; allerdings dies nur, wenn in der Nähe Buschwerk vorhanden ist.

Abstecher zur Küste

Daß wir uns immer noch in der Nähe der Schwarzmeerküste befinden, ist in den Dörfern, die wir durchquerten, nicht mehr zu spüren. Sie sind so wenig meerverbunden wie die bulgarischen Orte an der Schwarzmeerküste des Strandschagebirges.¹Die Landschaft wird bewegter, auch bewaldeter. Sie ist von stark eingeschnittenen kleinen Flößchen durchzogen, die alle einem bemerkenswerten Ziel zustreben, der Balta Sinoe und der Balta Razeln; wir würden Haff zu diesen durch schmale Landzungen (Nehrungen) abgeriegelten Buchten sagen, deren bedeutendste sich unterhalb der Donaumündung hinzieht. Wir gelangen nach Istria (Histria)²und damit in eine Landschaft, die geschwängert ist durch klassische Erinnerungen, ebenso aber auch ausgezeichnet dadurch, daß sie unter das Meer gesunken erscheint, bedeckt mit Salztümpeln und Salzsteppe, mit Fischerkaten und eigener Vegetation.

25. Juli 1936 (Sonnabend): Das Bordtagebuch verzeichnet neben Klukas noch einen Besuch bei Bauer Widmer. Bei km 58 623 haben wir 40 Liter Benzin getankt, bei km 58 657 tanken wir 30 Liter dazu. Der Verbrauch beginnt unheimlich zu werden. Einmal sind hier die Tankstellen knapp und werden immer knapper; zum andern — unsere Devisenkasse.

Paradox: das Auto, das dazu da ist, uns Bewegungsfreiheit zu verschaffen, beginnt, unsere Bewegungsfreiheit einzudämmen.

Vermerkt ist noch, daß wir den Bauer Speitel besuchten und die Putzmühle bei Rösler fanden.

Vom Ort Histria selbst habe ich keine greifbare Erinnerung behalten. Es ist verbucht, daß wir Buchten an der Küste erreichten und von einer auf einer Landzunge gelegenen Fischerhütte aus übersetzten zu einem Ruinenfeld, das auf die griechische Polis Histria zurückgeht. Ein Wärter zeigte sich wenig zugänglich. Kein Foto kündigt von dem Besuch. Endlich stießen wir beim Museum auf eine ganz in Weiß gekleidete Dame. Wir nannten sie „Unsere Weiße Dame“ und verabschiedeten uns mit Handkuß. Sie ließ uns das Museum öffnen, gewiß einmal in seiner Art. Wenn ich mich bemühe, zu fassen, was wir für Eindrücke empfangen haben: nichts ist geblieben. Ich schäme mich, es einzugestehen. Die Erinnerung ist tot. Da auch kein Foto zur Hand ist, bleibt das Erlebnis in Dunkel gehüllt.

Umso lebhafter entsinne ich mich einiger Stimmungserlebnisse. Als wir im Dämern an der Bucht standen und auf die Weite des Haffs hinausträumten, am Horizont die Nehrung mehr ahnend als sehend, überfiel uns plötzlich ein Brausen und Rauschen von tausend Fittichen all der Vögel, die über Tag zur See hinstreichen und zur Nacht die schützende Küste wieder aufsuchen. Ein unabsehbarer Zug. Gelegentlich trat Stille ein. Dann überquerten neue Vogelschwärme unseren Beobachtungsstand. Es handelt sich um Vögel aller Art, natürlich zahlreich die im Donaudelta beheimateten Entenvögel. Die Züge ließen uns durch den ihnen innewohnenden Drang und ihr Sausen sowohl die

¹Strandscha - Странджа - ist ein Gebirge in Südosteuropa. Es erstreckt sich in Südost-Bulgarien und dem Norden der europäischen Türkei und gehört zur Landschaft Thrakien. (Wikipedia)

²Die archäologische Stätte von Histria trägt das Europäische Kulturerbe-Siegel.

Unendlichkeit des Meeres als auch die Geborgenheit des Festlandes spüren, ein Erlebnis, das mir bis heute nicht mehr so intensiv zuteil geworden ist.

Für den Ort Histria ist noch vermerkt, daß wir gute Ausbeute an Sammelstücken verzeichnen konnten. Das Sammelbuch verzeichnet unter Nr. 1031 einen Dudelsack, 1032 ein Kadaval (Querflöte), 1033 eine Kurzhalslaute mit Bogen (ähnlich den slawischen Guslen), 1034 einen alten Brotstempel, ausweislich vom Berge Athos (bis hierhin strahlt der Einfluß der Mönchsrepublik aus!), 1035 einen neuen Brotstempel, 1036 einen Spinnstock, 1037 einen Wockenstecker aus Knochen (der beim Museum in Berlin als Knochenarbeit besonderes Interesse fand), 1038 einen Kürbisschöpfer. Diese Gegenstände sind äußerst wertvoll als Zeugnisse mehr kultureller Art. Sie nehmen gottlob im geräumigen Auto nicht allzuviel Platz ein, sind auch kein großer Gewichtsballast. Wir müssen jetzt so sammeln, daß wir das Auto nicht unnötig strapazieren. Wer weiß, wo wir die nächste Sendung nach Berlin abfertigen können! Ein Besuch auf einem bulgarischen Gehöft hat uns gezeigt, daß in der Wirtschafts- und Lebensweise der Bulgaren kein großer Unterschied zu dem der Deutschen besteht. Die Frauen tragen bunte Kopftücher und buntgestreifte, lang herabhängende Schürzen. Das Hausinnere ist primitiver als bei den Deutschen. Auch die Bulgaren benutzen Planwagen mit hohen Rungenaufbauten zur Bergrung des Strohs. Ihre Pferde sind von gleicher Rasse wie die der Deutschen. Die Rinder gehören teilweise dem großhörnigen Schlag an.

Die Wohlhabenheit eines bulgarischen Gehöfts erwies sich daran, daß auf dem Harman mit sechs Pferden vor drei Schlitten gleichzeitig gedroschen wurde. Maisspeicher waren aus Flechtwerk gebaut und mit ihrer Schwelle auf Findlinge gesetzt, wie etwa die alten Treppenspeicher der Lüneburger Heide.

Zu den mit Histria verbundenen Erlebnissen ist nachzutragen, daß wir bei der Fischerstation zum ersten Mal mit Russen, blondbärtigen, langgesichtigen, zusammentrafen, die wir im Donaudelta häufiger antreffen sollten und noch in den Karpaten bei den Huzulen wiederfanden. Es handelt sich um die versprengte strenggläubige Sekte der Lipovener oder Lipovaner.

Beim Erwerb der Kavala, der Pflaumenholzflöte, ließen wir uns von dem Bulgaren, aus dessen Besitz wir sie erwarben, die Technik des Spielens vorführen. Ich sehe noch meine Kinder ins Lauschen vertieft. Auf dem Trittbrett des Autos hat der Spieler sich niedergelassen. Mein Ältester Reinhart und meine Älteste Heimtraut hocken neben ihm, den Kopf in die Hände gestützt. Diesen flüchtigen und so bezeichnenden Augenblick hat die Kamera festgehalten.

Sie hielt ebenfalls fest eine Fülle menschlich belustigender Szenen, als es daran ging, den Männern und Frauen des bulgarischen Gehöfts die Hände daktyloskopisch einzuschwärzen. Reinhart führt die Einschwärzrolle, Heimtraut hält das Papier, auf das jetzt Reinhart den Daumen einer Alten aufsetzt, um nachzuhelfen, die gesamte Handfläche samt allen Fingerkuppen gleichmäßig abrollen zu lassen. Die Abklatsche sind diesmal gut geglückt. Zur Nacht verbleiben wir bei Gheorghe Peteiu in Istria. Km 58 657.

Von hier kommt der russische Kaviar

26. Juli 1936 (Sonntag): Wir halten uns in Küstennähe, erfreut über die Einkäufe, die wir

haben tätigen können; eine Reihe von Musikinstrumenten. Unterwegs stoßen wir in Hamagea¹ auf einen radelnden Lipovener. Der stattliche Bart, die ganze wuchtige Gestalt, dazu auf dem Rad und etwas beängstigend turnend. Die Erscheinung belustigt uns, zumal der Bärtige singt.

Es stellt sich heraus, daß wir es mit dem Fischereiaufseher von Jurilofka, einem der bedeutendsten Fangplätze an der unteren Donau, zu tun haben. Er ist leicht angetrunken, aber ungemein heiter (bei tiefem Ernst) und sangesfreudig (trotz äußerer Primitivität). Wir laden ihn samt Rad ins Auto hinein. So kommen wir unter bestem Geleit in Jurilofka an.

In einiger Verlegenheit sind wir wegen der Sprache. Seit wir das letzte deutsche Dorf verließen, fehlt uns der Dolmetscher. Wir müssen wieder mit Händen und Füßen operieren und reichlich von Gestik Gebrauch machen, also zu der Ursprache der Menschheit und Tierheit überhaupt zurückkehren. Und eben hier hätten wir einen guten Dolmetscher brauchen können. Jurilofka ist eine wohl rein russische Fischersiedlung. Die Holzhütten ziehen sich auf Holzstegen sozusagen bis ans Meer hinaus. Die Fischerflotte liegt aufgereiht am Stegstrand in einem zum Meer führenden Kanal. Boot ist an Boot gereiht.

Als wir ankommen, sind Fischer bei einem Boot beschäftigt. Uns fällt auf, wie stark sie einander gleichen. Sie alle tragen die flammenden rotblonden Bärte, sie alle zeigen diese langgezogenen, etwas breitknochigen Gesichter. Sie alle tragen auch Schlapphüte, die ihnen das Ansehen von Tiroler Bergbauern geben. Man könnte sie dem „Defreggertypus“ zurechnen, wenn sie nun auch noch durch Adlernasen bezeichnet wären. Die Nase ist aber breit bei geradem Rücken.

Wir finden im Ort ein Wirtshaus (ich bin versucht: Kneipe zu sagen), angefüllt mit ohrenbetäubendem Lärm, der sich dann als etwas entarteter melodischer Russengesang zu erkennen gibt. Der Alkohol hat der musikalischen Naturpassion heftig nachgeholfen. Eine Stimme sucht es der andern zuvorzutun. Dazu ist die Luft zum Schneiden dick vor Pfeifenrauch.

Als wir, geführt vom Fischereimeister, uns zur Theke durch den Dunst hindurchgearbeitet haben, finden wir einen rundlichen Wirt, der sogar ein paar Brocken Deutsch versteht. Seine Sprachkenntnisse sind aber so herzhaft gering, daß wir es vorziehen, uns an die Wirtin zu wenden, die einige Brocken mehr Französisch versteht. Unsere eigenen Kenntnisse des Schulfranzösisch (mit dem man, wenn es draußen drauf ankommt, nicht allzuviel anfangen kann, da sie zu literarisch sind) gelingt es uns, der ebenfalls rundlichen Wirtin klar zu machen, was wir wollen. Wir möchten ein Unterkommen und dann: eine gute, zünftige, ortsübliche Fischspeise, Fischpaprikasch sozusagen. Jaja, sie versteht, was wir meinen. Läßt sich einrichten, für 60 Lei. Der Preis ist ausgesucht human. Aber, die Sache hat einen Haken. Wir müssen den Fisch heranschaffen! Sie selbst kann nicht mit Fisch aufwarten, da alle Fänge, die die Fischer heimbringen, der Genossenschaft zufallen. Wir müssen uns an die Genossenschaft wenden, an den Genossenschaftsvorstand. Geht heute aber nicht. Heute ist Sonntag. Und morgen früh? Ob dann schon ein Fang da sein

¹Heute Baia, in der Vergangenheit hieß es Hamangia (türkisch Hamamci).

Auf dem Territorium des Dorfes wurden 1953 Überreste aus der Jungsteinzeit gefunden.

wird?

Aber wozu haben wir die Bekanntschaft des Fischereiaufsehers gemacht. Fast hätten wir ihn vergessen. Doch er meldet sich und schaltet sich automatisch in das Gespräch wieder ein. Ja, ja, er wird uns führen und einführen, aber, es wird einiges kosten. Gemeint ist, wie er so die offene Hand hinhält, daß wir ihm einige Lei für Schnaps hineinlegen sollen.

Also Backschich, hier bei den strenggläubigen Lipovenern? Armer Aufseher, bist an die Falschen geraten. Wir haben das Gelübde getan, durch Rumänien zu reisen, ohne einen Leu Backschich zu zahlen.

Unserem Grundsatz treu bleiben? Dann kränken wir den Alten und machen uns bei allen Fischern unbeliebt. Zahlen wir den Backschich, wird die Freude groß sein und die Gewißheit herauszuholen sein, daß wir morgen zu Fisch kommen werden. Also zahlen wir.

Der Erfolg ist unbeschreiblich. Unser Russe bestellt seinen Wodka. Er läßt uns vor seinen Kameraden so hoch leben, daß wir es vorziehen, schnellstens die frische Luft aufzusuchen, Müdigkeit vorschützend. Also: auf Morgen! drei Fische benötigen wir!

Die Fische sollen herangeschafft werden.

Wie uns die wunderbaren russischen Lieder leid tun, die von solch schnapsgelösten Männerkehlen wider alle Regeln der Kunst zersungen werden.

Übrigens haben wir unser Zimmer nicht etwa im Gasthaus erhalten, sondern bei einer Fischerfamilie, einer recht ruhigen Frau, womit wir sehr einverstanden waren. Sie hieß Pascha Gore. Wir nannten sie unsere Mamuschka. Ob wohl alle Frauen dieser laut-halsigen Männer so still, bescheiden und in sich gekehrt sind?

Wo die Donau ihre Sinkstoffe absetzt

27. Juli 1936 (Montag): Die Fischer sind früh vor Tag ausgefahren. Wir müssen warten, bis die Flotte zurückkehrt. Frühestens werden wir zu Mittag mit unserem Fischessen rechnen können. So bleibt uns Zeit, am Hafen herumzustreifen, dort unsere Aufnahmen zu machen. Die Zeit langt auch noch für einen Ausflug in die Balta, in den Küstensaum des Haffs und der Nehrung. Die Donau hat hier seit Jahrhunderttausenden ihre Sinkstoffe angelagert und ihre Mündung, auffächernd, immer weiter vor sich her ins Meer hineingeschoben. Der Boden ist äußerst feinstofflich. Die Menschen sind darauf gekommen, daß ihm große Heilkraft innewohnt, ihm, dem Donauschlamm und dem Meer. In den Schlamm kann man sich einpacken, ein Lehmbad nehmen. Man steigt ins Meer, wenn man den Schlamm wieder abwaschen will. Reichlich viel Sonnenschein steht auf jeden Fall zur Verfügung. So sind drei wichtige Elemente der Hygiene und Therapie beisammen: Erde, Wasser, Licht. Diese Elemente haben auf einer schmalen Landzunge bei Juri-lofka einen der seltsamsten „Kurorte“ hervorgezaubert, welchen ich je begegnet bin. Häuser gibt es nicht. Aber Menschen, die die Fesseln ihrer primitiven Zivilisation abstreifen, um in den Zauber und Schoß naturhafter Unmittelbarkeit zurückzukehren. Wir finden die Nehrung mit einem Zeltlager, einer Zeltstadt besetzt. Von Ackerwagen sind die Verdecke abmontiert und an der Erde aufgebaut über einer Eintiefung, die als Wohnplatz dient. Vor dem Zelt sind Feuerstellen errichtet. Frauen hantieren für das Mittagessen. Hier

ist ein Alter in eine Lehmgrube eingemoddert; dort gießen Kinder ihrer Oma aus einer Schüssel Meerwasser über den Rücken. Unter der Lehmkruste kommt Oma wieder zum Vorschein. Eine Fülle von Szenen, die eine auf Erlebnis eingestellte Kamera einfangen könnte. Wir müssen uns Gewalt antun, da wir Fotomaterial für die weitere Reise aufsparen müssen. Trotzdem fällt hier ein Schuß und dort ein Schuß. Bei der Entwicklung zeigt sich, daß wir durchgehend das Licht unterschätzt haben. Trotz starker Blende sind die Negative überbelichtet.

Übrigens fehlte die Zivilisation hier nicht ganz und gar. Sogar ein Pfarrer, ein katholischer, war anzutreffen. Er war herausgekommen mit Pferd und Wagen. Sein zweirädriger Wagen, ein primitiver Dogcart, war — wir trauten unseren Augen nicht — luftbereift! Hier draußen, im Schlammbad a la nature am Schwarzen Meer!

Schlammbad a la nature? wahrhaftig: diese Bauern und Bäuerinnen, Russen, Bulgaren, Rumänen, dieses bunte Gemisch war einmütig zur Natur zurückgekehrt. Alle Pruderie war abgefallen, trotz Anwesenheit des geistlichen Würdenträgers. Rousseau hätte an dem Völkchen seine Freude gehabt. Natürlich war die Unbefangenheit abgestuft. Wir hatten Gelegenheit auch köstliche Szenen einer äußerst befangenen Unbefangenheit einzufangen.

In Jurilofka gibt es zum Mittag also endlich Fischpaprikasch, gerichtet aus drei nicht allzugroßen Fischen. Wir hatten unsere Mühe, sie der Genossenschaft aus den Fängen zu reißen. Großzügigerweise erhielten wir sie als Spende. Dementsprechend ließen wir sie uns schmecken.

Im Inneren der Dobrudscha

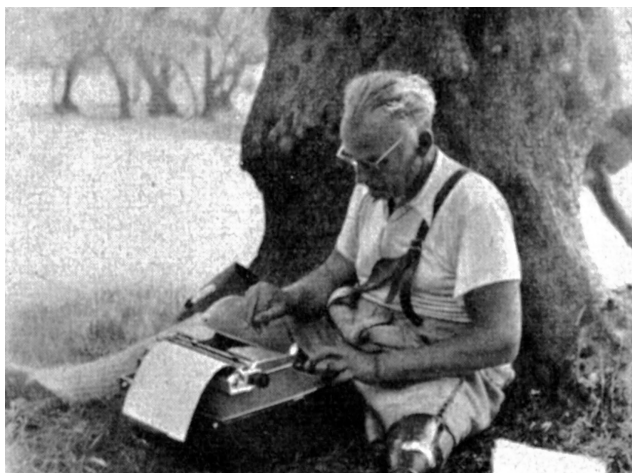
Als wir nach reichlichem und köstlichem Mahl aufbrachen, steht unser nächstes Ziel fest. Wir wollen den Weg quer durch die Halbinsel nehmen aufs Landinnere zu, also gegen Babadag. Hier endet die einzige Bahn, welche von Varna in Bulgarien heraufkommend, von Bazargic aus über Medgidia (den Knotenpunkt zur Verbindung mit der Transversale, die von Cernavoda nach Konstanz führt) nach Babadag führt, Richtung Tulcea im Donaudelta. Diese Strecke zur Küste ist aber in Babadag stecken geblieben.

Je weiter wir uns von der Küste entfernen, desto mehr ändert sich das Bild der Landschaft. Der Boden ist wellig, hügelig. Die Landstraße, hin und wieder schon mit Busch besäumt, führt in langem Zug ansteigenden Bergen entgegen. Von den Höhenwellen bei Babadag grüßt eine Mühle. Dort findet sich noch eine Mühle, und zwar vierflügelige Bockmühlen. Nicht weit entfernt stellen wir die dritte Mühle fest. Eine Reihe von Mühlen haben sich hier zu einem Stelldichein zusammengefunden. Das mag darauf zurückzuführen sein, daß diese Höhen allseitig von Winden bestrichen werden können, von solchen die aufs Meer gehen und solchen, die von dorthier zurückkehren.

Wir füllen in Babadag den Tank auf. Km 58 738. Der Tank ist schon wieder aufgezehrt. Da wir kein Leck feststellen können, wird immer mehr zur Gewißheit, daß dieser robuste Fahrschulwagen, unser geräumiger Essex Super Six ein übler Fresser und Säufer ist. Wir kommen immer mehr ans Delta heran. Was mag uns noch alles bevorstehen, ehe wir aus dem Delta wieder heraus sind?

Wir wollen uns in Babadag nicht aufhalten, sondern streben querfeldein im

Dr. G. A. Küppers-Sonnenberg unterwegs im Schatten einer alten Weide.



Dämmern noch gegen Atmagea, wo wir Deutsche zu finden hoffen. Wenn wir gesucht hätten, würden wir wohl auch in Babadag auf Deutsche gestoßen sein.

Bei einbrechender Dunkelheit machen wir Rast auf einem Höhenrücken, nicht weit von Slava Cerkeza, wie wir am andern Morgen feststellen, als wir einander vor Mückenbissen kaum wiederzuerkennen vermögen. Das Donaudelta macht sich bemerkbar. Werden wir Moskitos antreffen und zu fürchten haben? Auf das Abenteuer eines Freiluftcampings sollten wir uns in dieser Landschaft lieber nicht einlassen.

28. Juli 1958 (Dienstag): Unsere Querfeldeinfahrt am gestrigen Abend hat dazu geführt, daß wir in unbekanntem Gelände die Orientierung gänzlich verloren haben. Wir fragen uns durch nach Slava Cerkeza (km 58 754) und kehren von hier nach Babadag zurück, diesmal den Tank mit 40 Litern volllaufen lassend. Wenn wir doch erst das Delta und Tulcea, die nächste größere Stadt erreicht hätten. Wir müssen den Wagen durchsehen. Zum großen Verdruß hat Heimtraut auch noch die Geldbörse mit 350 Lei verkramt oder gar verloren. Sorgen nisten sich bei mir ein. Km 58 803, im Tank noch 32 Liter, errechneter Verbrauch 16 km mit 10 Litern, also rund 50 Liter auf 100 km. Kann heiter werden. Immerhin: wir haben wieder deutsche Kolonisten erreicht. Wir sind in Ciucurova angekommen. Unser Unterkommen finden wir, gastlich eingeladen, bei Joh. Adam, den wir bei seinen vielen Bienenständen, lauter moderne Kastenbauten, antreffen, einen bärtigen Hünen, ähnlich den Lipovenern, und doch feinnerviger. Auch er trägt Schlapphut. Joh. Adam ist einer der führenden Deutschen im Innern der Dobrudscha. Wir unterhalten uns mit ihm über die Begründung des deutschen Fleckens. Die Geschichte des Ortes, die in den Beginn des vergangenen Jahrhunderts zurückweist, ist beispielhaft für viele deutsche Ansiedlungen an der unteren Donau. Von Joh. Adam ist die Ortsgeschichte ausführlich dargestellt worden und veröffentlicht im Bukarester Tageblatt (deutschgeschrieben) vom 31. Juli 1932. Uns wurde ein Beleg dieses Beitrages ausgehändigt, wofür ich Herrn Adam heute noch danke.

Zum Schicksal und der Persönlichkeit von Joh. Adam hat das Jahrbuch 1959 der Dobrudschadeutschen einen ausführlichen Beitrag gebracht: „Johann Adam und seine Aufzeichnungen zur Geschichte des Deutschtums in der Dobrudscha“ aus der Feder von

Hans Petri, Leonberg (S. 49—59). Ich beschränke mich darauf, unsere eigenen Erlebnisse zu schildern und stelle den Bericht von Joh. Adam im Bukarester Gemeindeblatt dem Jahrbuch zum Nachdruck zur Verfügung.

Bei der Einreise in Ciucurova (Tschukurowa schreiben die Deutschen) konnten wir nicht ahnen, daß wir in Johann Adam einen Chronisten der Dobrudschadeutschen vor uns hatten. Wir wußten auch nichts von der geschichtlichen Bedeutung des im Innern der Berge versteckten Ortes, der zu einem frühen Zentrum der Deutschensiedlung werden sollte. Wir ahnten auch nichts von dem absonderlichen Schicksal der Kolonisten, das sich hier „fernab in der Türkei“ abgespielt hatte und manche Züge der amerikanischen Kolonisation im Wilden Westen aufweist, wenn auch nicht ganz so blutrünstig; immerhin blutrünstig genug.

Zunächst also sind wir Gast in diesem großen deutschen Dorf, dessen stattliche Kirche an einem weiten freien Platz liegt. Die „Post“ wird soeben ausgerufen: ein zweirädriger Karren fährt durch den Ort, von einem Rumänen offenbar besetzt, von einem etwas lahmen Pferdchen gezogen. Heimtraut hat sich an den Wagen herangemacht. Ich sehe wie sie mit dem romantisch-unromantischen Postillon gestikulierend radebrecht. Sie beherrscht schon einige Worte Rumänisch, auch Bulgarisch. Verständigung ist schwierig.

Unser Auto wird auf dem Hof von Joh. Adam abgestellt. Es macht mir jetzt sehr heftige Sorgen. Zum Benzinverlust gesellt sich eine echte Panne: wir verlieren Strom. Die Batterie erschöpft sich zu schnell.

Zwangsrast in Ciucurova: Schicksal einer deutschen Gemeinde

29. Juli 1936 (Mittwoch): Mit Joh. Adam haben wir am Abend-lange gesessen und durch ihn vom Schicksal der Gemeinde erfahren. Am Morgen müssen die Bauersleute zum Dreschen an die Arbeit. Adam und seine Frau sind auf dem Dreschplatz, sie treiben die Pferde und schütten das Erntegut. Die Kinder helfen beim Laden und bringen die Fuder herein. Meinen Kindern erscheint die Tochter als auffällig schweigsam. Da ich mich mit Lehrer Wagner zusammensetze, sind meine Kinder frei, um bei der Ernte mit einzuspringen. Die Unterhaltung mit Lehrer Wagner dreht sich um das Problem der hohen Kindersterblichkeit, der Hygiene und Zauberei, die vielfach noch als Mittel gegen Pocken und die Mieselkrankheit angewandt werden. Trotz kirchlicher Strenggläubigkeit spuken erhebliche Reste von schier unausrottbarer Magie und Aberglauben in den Köpfen, vor allem der Frauen. Die Männer sind auch nicht durchweg als Heilige anzusprechen. Der Alkohol hat im Schicksal der Deutschen früh eine Rolle gespielt. Schließlich ist noch weltanschauliche Zerklüftung dazugekommen. Eine Welle adventistischer Erweckung ließ viele aus der Kirche austreten und zu den Adventisten und Baptisten übertreten. Kommt weiterhin hinzu, daß vom Norden herab, von Atmagea, sich niederdeutscher Einfluß bemerkbar macht, während nach Tariverde zu die Hochdeutschen sitzen. Mir wirbelt es im Kopf als ich von der Buntheit der Schicksale erfahre.

Als wir am Nachmittag das Auto anlassen wollen, rührt sich der Starter nicht. Es ist nunmehr überhaupt kein Strom mehr auf der Batterie. Wir sitzen fest. Das Schicksal einer gründlichen Panne hat uns ereilt; gottlob in einem deutschen Dorf und nicht bei den benachbarten Tscherkessen.

Die Batterie ist leer. Was tun?

Mein Plan ist: mit der leeren Batterie zu Fuß nach Babadag und dort bei einer Motormühle aufladen lassen. Ist eine saure Arbeit, aber unausbleiblich. Die Kinder sind anderer Meinung. Sie wollen sich zur Nacht an die Straße legen und einem Fuhrwerk, das nach Babadag geht, auflauern und auf diese Weise per Rad die Batterie nach Babadag bringen. Der Vorschlag ist so einleuchtend wie kurzsichtig. Wann soll wohl nachts ein Fuhrwerk nach Babadag gehen? Es kommt zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen mir und den Kindern. Den Streit schlichtet der junge Adam salomonisch, indem er eine Fahrt zum Markt in Babadag beschließt. Die Batterie wird mitgenommen und 24 Stunden lang angehängt.

30. Juli 1936 (Donnerstag): Der junge Adam hat Reinhart und Heimtraut mitgenommen nach Babadag. Hoffentlich glückt es, die Batterie aufzuladen. Wie einfach sind doch Autopannen an den guten Autostraßen, inzwischen Autobahnen, in Deutschland zu beheben. Eine Panne hier unten, wo es überhaupt keine Autos gibt?

Wir sind ganz auf uns allein gestellt. Beim besten Willen kann uns hier niemand helfen. Reinhard entwickelt sich längst zum Bordmechaniker.

Ich habe Zeit gewonnen, die Vorgänge des Dreschens weiter zu beobachten, mich dabei mit dem alten Adam zu unterhalten, ihm auch bei den vielen Bienenkästen Gesellschaft zu leisten und so mehr über das Schicksal des Dorfes und seiner Familie zu erfahren. Bei Lehrer Wagner ist ein Telegramm aus Bessarabien eingetroffen: er muß in einer dringenden Sache nach Bessarabien fahren. Die Unterhaltung wird fortgesetzt mit Lehrer Wagners Schwager. Ich erfahre von einem merkwürdigen Vorkommnis: in Bessarabien hat es eine Kommunistenaushebung in Arzis gegeben. Ein deutsches Mädels, aus bester Familie, soll als Spionin in die Sache verwickelt sein. Ich fange den Satz auf: „Herr Grün reist nach Wien“. Das alles klingt sehr mysteriös. Obgleich Politik nicht mein Fach ist (und ich doch immer wieder als Spion verdächtigt werde), nehme ich mir vor, bei der Durchquerung Bessarabiens einmal den Spuren dieser Meldungen nachzugehen. Vorsicht ist allemal geboten. Ich bin zur Nacht einquartiert bei Lehrer Wagner.

31. Juli 1936 (Freitag): Ich komme mit einem Alten, einem Greis von 75 Jahren, ins Gespräch, immer noch rüstig. Er weiß viel aus der Türkenzeit zu berichten, vom Krieg 1877, als die Russen durchmarschierten, vom Ersten Weltkrieg, der sich viel einschneidender bemerkbar gemacht hat. Das ganze Elend der Welt führt dieser alte Blumhagen auf die Schulen und deren Aufklärung zurück. Seit die Menschen lesen und schreiben können, taugen sie nicht mehr viel. Sie sind zu aufgeklärt. Sie sind anspruchsvoll. Sie sind habgierig. Sie sind unruhig. Damals — — —

Ich höre dem Alten gern zu. In seiner Art hat er recht. Wessen Sehnsucht ganz auf das Jenseits gerichtet ist, benötigt nicht viel zur Pilgerfahrt durch dieses Erdenjammertal.

Einzelheiten aus dem Schicksal des Dorfes sind so bezeichnend für das Gesamtchicksal des Deutschtums an der unteren Donau, daß ich sie doch skizzenhaft hierhersetzen möchte.

Über Babadag führt eine alte Straße, die die Römer schon anlegten. Über Babadag zogen die Russen gegen die Türken, die sich vor ihnen zurückgezogen hatten. Die Russen tappten im Leeren. Sie verdingten sich einen Deutschen, Nagel, den sie als Gaffer vom

Weg aufgriffen, steckten ihn in Kosakenuniform. Sie fanden die Türken trotzdem nicht. Inzwischen wurde ruchbar, daß Engländer und Franzosen auf die Seite der Türken getreten waren. Die Russen machten kehrt. Wieder wurde geplündert. Die erste Plünderung fiel in den Januar (die erste Jamma, nach Adam), die zweite Plünderung in den Juni (die zweite Jamma). Die Bulgaren zündeten auf der Flucht ihre Gehöfte an. Die Russen zahlten mit blankem Gold und Silber alle Dienste, auch Nagel wurde entlohnt. Mancher Deutsche hat hierbei Seinen Vorteil gehabt, auch in der Aufteilung der Beute.

Adams persönliche Erlebnisse schildert er so: „Meine Mutter rüttelte mich aus dem Schlaf: Komm, daß wir auch fliehen, das ganze Dorf ist schon geflohen; der Vater ist schon gestern Abend mit den Pferden fort in den Wald, hörst? Bei Lenzens drüben zerhacken sie schon einen Kasten; und ich hörte, wie sie die Kiste zerhackten; die Mutter fand immer noch zu tun und zu verwahren; und wir flohen erst, als es schon ganz hell war. Bei unserem Nachbar V. Adam schauten wir in die Scheune hinein und sahen, wie da viel Bettsachen hineingeworfen lag. Meine Mutter sagte: ‚Ist das verwahrt?‘ Im Walde Kirischlawa trafen wir zuerst die Familie Hänsel, welche sich sehr wunderten, daß wir so lange im Dorf blieben. Ein andermal, erinnere ich mich, waren wir viele Menschen zusammen im Walde Jedina. Den andern Tag hörte man, daß Patzer auf dem Felde von einem Baum heruntergeschossen war. Man nahm aber an, daß dies nicht die Tscherkessen getan haben, sondern ein anderer Feind; denn den Tscherkessen war das Morden keine Lust und das Stehlen keine Sünde.“

Zu den Tscherkessen (vgl. Jahrbuch 1959, S. 58) ist anzumerken, daß wir uns zunächst auch scheuten, in deren Ortschaften zu kommen, weil sie als räuberisch geschildert wurden. Wir mußten Ausplünderung gewärtigen. Als passionierte Reiter, deren Säuglinge schon aufs Pferd gehoben werden, gilt ihnen Pferdediebstahl als Kavaliersdelikt. Sie sind sauber, poetisch und sehr friedsam. Zu welcher furchtbaren Fehlhandlungen aber Fehldeutung des Volkscharakters führt, kann den Episoden zwischen Deutschen und Tscherkessen entnommen werden, die Hans Petri nach den Aufzeichnungen Adams mitgeteilt hat (Jahrbuch 1959, S. 59). Einige der Szenen seien herausgegriffen. Adam bekennt: „— daß ein Tscherkesse je einen Christen ermordet hätte, kenne er nicht, aber umgekehrt mehrere Fälle, wo Christen Tscherkessen erschossen haben.“ Nun lebten aber die Christen zwischen vier tscherkessischen Ansiedlungen: Dautscha, Slava, Baschpunar und Hagiomer. Das gelegentlich edelräuberische Auftreten der Tscherkessen versetzt ihre Nachbarn, die Deutschen wie die Bulgaren, in heilige Angst, die sich in unbedachten Explosionen Luft machen konnte.

Fall Rod: Er und sein Bruder Daniel gehen auf Jagd. Daniel ist kein passionierter Jäger wie Johann. Er verliert den Bruder aus den Augen. Die Tscherkessen nehmen ihm seine Flinte ab. „Und Du läßt Dir die Flinte abnehmen?“ fragt Johann, der Jäger. Er pirscht hinter den Tscherkessen drein. Dort sind sie. Johann legt an und ruft: „Bleib stehn, Du Hund!“ Der verdutzte Tscherkesse bleibt stehn. Johann ruft: „Wirf Deine beiden Flinten weg, Du Hund!“ Der Tscherkesse wirft beide Flinten hin. Johann kehrt mit der zurückgewonnenen und zusätzlich einer erbeuteten Flinte zurück. Wird dieser Vorfall das Verhältnis zu den Tscherkessen friedlich gestalten? Ist Johann eigentlich berechtigt, den Tscherkessen Hund zu nennen, der offenbar durchaus friedlich gesonnen war und

möglicherweise vorbeugend dem Daniel die Flinte genommen hat? Wir erleben: Wildwest am Schwarzen Meer.

Fall Wachente: Er gilt als einer der erbittertsten Wächter gegen die Tscherkessen. Beim Hüten der Dorfherde prescht ein übermütiger Tscherkesse mitten in die Herde hinein. Er verlangt ein feistes Schaf. Wachente höhnt: Nimm Dir eins, soll ich es Dir noch hinaufreichen?!

Als der Tscherkesse sich niederbeugt, um das Schaf aufs Pferd zu heben, holt Wachente seine Büchse unter dem Wams hervor und knallt den Spitzbuben nieder.

Ein Racheakt der Tscherkessen ist nicht erfolgt. In solcher Spannung, an Komplex grenzend, mußten die Kolonisten leben. Sie mußten sich wechselseitig beargwöhnen. So mögen unsere Vorfahren gegeneinander gekämpft haben, die germanischen Stämme, die slawischen. Geschehen sind diese Ereignisse aber im 19. Jahrhundert; allerdings: in der damaligen Türkei. Dabei zeigten sich die Türken selbst denkbar tolerant gegenüber all den Volkssplittern, die sich in diesem blinden Sack und Zulaufkessel Dobrudscha sammelten. Von Adam wird sogar der Fall berichtet, daß ein türkischer Hodscha vom deutschen Kolonisten Kant, dessen Frau bei ihm in Dienst gewesen war, über das Christentum unterrichten ließ, später selbst christlich wurde und christliche Gemeinden begründet hat. Das war die Tat des deutschen Kolonisten Kant am Schwarzen Meer. (Jahrbuch 1959, S. 55.)

Heimtraut ist übrigens an diesem 31. Juli schon morgens zurückgekehrt. Ich besinne mich nicht mehr darauf, wie sie diese baldige Rückkehr möglich gemacht hat. War sie etwa zu Fuß gelaufen?

Reinhart stellt sich am Abend ein. Die Batterie ist halb aufgeladen. Wir müssen sehen, über Tag möglichst intensiv Strom zu speichern.

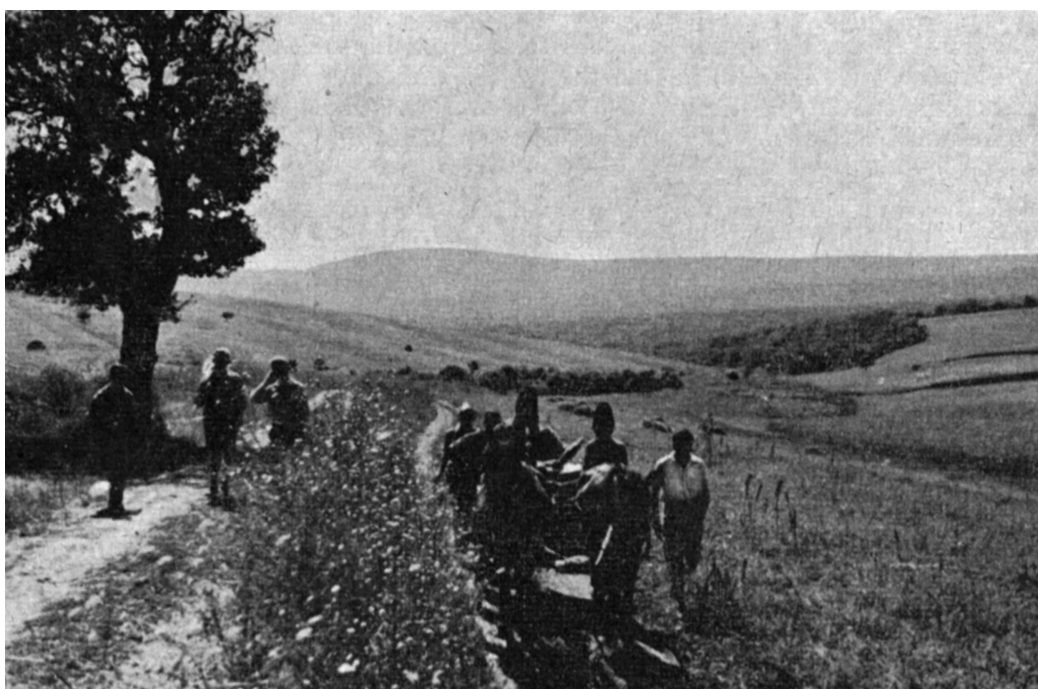
Mit Lehrer Wagner eingehend über die Schulmeisternöte unterhalten, zuletzt mit seinem Schwager, Lehrer Rossmann.

1. August 1936 (Sonabend): Heute feiern wir daheim im Reich (im Dritten Reich, das seinem Höhepunkt zustrebt) die Olympiade. Selbst hier in der Abgeschiedenheit spricht man davon und auch darüber, daß Hitler allen bodenverbundenen Völkern ein bedeutender Helfer werden kann. Man befürchtet allerdings, daß er in seinem Vorwärtsschub die Wirklichkeit aus den Augen verlieren könnte. Aufgenommen werden wir hier aber schlichtweg als Deutsche, nicht als Reichsdeutsche. Damit ist unserer Fahrt viel Zündstoff genommen.

Obgleich die Batterie nicht voll geladen ist, brechen wir auf. Km 58 803, Benzin 25 Liter. Unser nächstes Ziel ist Atmagea (Atmatscha), eine deutsche Nachbargemeinde, von der aus Tschukurowa begründet worden ist. Besuch bei Lehrer Schulz und Bauer Martin sind im Bordbuch vermerkt. Das Fotoarchiv gibt weitere Auskunft. Es sind nicht viele Negative, die vorhanden sind. Sie sagen trotzdem viel aus. Nr. 10764: Gesamtansicht des Dorfes von der Höhe herab: um ein Kirchlein wie eine Klucke geschart reihen sich stattliche, saubere Höfe mit Ziegeldächern. Sie sind versteckt in üppigen Gärten. Hof ist von Hof durch Grün getrennt. Die Kirche steht wuchtig da, hat einen quadratischen, in stumpfer Pyramide endenden Turm. 10765: wir stehen vor dem Turm, zu dem eine Treppe zwischen Mauerwerk hochführt. Über der Tür der Spruch „Ein feste Burg ist unser Gott“.

10766: das Innere der Kirche, von der Empore aus aufgenommen: eine niedere schlichte Kanzel, ein ebenso schlichter Altar, darüber der Spruch „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“. Eine ewige Lampe und ein barockgeschweiffter Leuchter. 10767: eine stattliche, gutbelebte Bäuerin, den Schemel und Eimer in der Hand, mit einer Schürze angetan, schreitet an der weißgetünchten Stallwand heran. Offenbar ist sie auf dem Weg zum Melken. Der langgestreckte saubere Stall ist mit Ried gedeckt und aus Lehm errichtet. 10768: ein Bauer und ein Lehrer. Sie befinden sich in einem scherzgewürzten Gespräch. Der Bauer ist so stattlich und rundlich wie die Bäuerin. Ich vermute in ihm den Bauern Martin (wie seine Frau). Er plaudert mit dem wesentlich hagereren und magereren Lehrer, also offenbar Herrn Schulz. 10769: Blick von einer Höhe in die Höfe hinein auf den Harman. Die riedgedeckten Gebäude sind malerisch um den Harman verteilt. Im Harman gehen Pferde im Kreis. Viel junge, dichtbelaubte Bäume geben viel Schatten bei intensivem Sonnenlicht. Ist es der Harman des Bauern Martin? Das Foto könnte auch zu Kataloi gehören. 10770: die Tränke der Dorfherde in einem Kessel, der rings von Hängen umsäumt und im Hintergrund von einem Gebäude abgeschlossen ist. Viele Ziehbrunnen in diesem Kessel. Eine Rinderherde über den Kessel verteilt: eines der malerischsten, aber auch eines der typischsten Bilder aus der Dobrudscha.

Auf dem Weg nach Atmagea



In Admagea (Atmatscha) ist Johann Adam am 19. März 1872 geboren. Von hier aus ist die Gründung von Tschukurowa erfolgt. Atmatscha kann als Zwischenstation, aber auch als Mutterdorf angesehen werden.

Johann Adams Großvater gehörte zu einer Landsuchergruppe, die von Bessarabien aufgebrochen waren, sich eine Zeit lang in der Nähe von Braila festsetzten, unterstützt von Konsul Jakobsen, nach welchem sie den Ort Jakobsonstal nannten. Der Ort lag zu tief im Überschwemmungsgebiet, er unterlag auch zu sehr den negativen Einflüssen der trinkfreudigen Stadt Braila, Geld war leicht zu verdienen. Die Unruhe und mancherlei Gründe

trieb einen Teil der Kolonisten in die jenseits der Donau gelegene „Türkei“, das damalige Dorado unbeschränkter Möglichkeiten, überzusiedeln. In Matschin blieb ein erster Teil der Wanderlustigen, Umgetriebenen zurück. In Tscherna wurden sie von Bulgaren freundlich empfangen, die erfreut waren, in ihrer muselmanischen Heidenumwelt christliche Verstärkung zu erhalten. In Akpunar, einem reinen Türkendorf, wollte man sich festsetzen. Sechs Gräber bezeichnen heute noch die Stelle, wo man sechs Jahr gehofft und gerast hat. Ein Brunnen, der heute noch besteht (Nemsele-Punar), führte zu Zwistigkeiten, die in Babadag zugunsten der Deutschen entschieden wurden:

„Da nun dieser Prozeß zugunsten der Deutschen ausfiel, faßten sie wieder neuen Mut und da der Weg nach Babadag sie durch Atmadscha führte und sie dadurch mit diesem Ort bekannt wurden, beschlossen sie, hier ein Dorf anzulegen. Hier war nur eine Tränke für die Herden aus den umliegenden Wäldern, dies aber Atmadscha, das heißt Schwalbenschwanz. Im Frühjahr 1848 kamen die ersten zwanzig Fuhren und lagerten sich um diese Quelle, also dem Wasser zulieb, und so wie die Wagen um die Quelle herumstanden, so ist nachher das Dorf entstanden. Daß man in Atmadscha auf Schritt und Tritt Wasser findet, das hat man damals noch nicht gewußt. Erst später hat sich jeder seinen eigenen Brunnen gegraben.“ So berichtet Johann Adam nach Mitteilung von Hans Petri (Jahrbuch 1959, Seite 52).

Hat das Dorf wegen dieser lockeren Verteilung der Wagen des damaligen Trecks seine aufgelockerte gute Gestaltung erfahren? Habe ich mit meinem Viehkessel womöglich jenen historischen Brunnen festgehalten, an welchem die damaligen „Pilgerväter“ sich erstmalig niedergelassen haben? Viel anders als die Besiedlung der USA ist die der Dobrudscha nicht vor sich gegangen. Sie muß als Parallele zu ihr angesehen werden.

Rätselhaft ist die Unruhe, welche die Kolonisten immer wieder umtrieb. Flucht vor Überschwemmungen, Abscheu vor der Trunksucht, der einige Kolonisten erlagen, das sind nur zwei Triebfedern, nicht ausreichend zur vollen Motivierung eines Unternehmens, das mit jeder Gefahr rechnen mußte. War es die religiöse Sehnsucht, die sie trieb, gekoppelt mit recht realistisch-irdischer Besitzfreude? Gingen sie als weltabgewandte Jünger Christi und zugleich als solide deutsche Bauern an ihr Werk? Beide Züge sind zu bemerken im Charakter und auch in den Schicksalen.

Wir haben uns in Atmadscha nicht so lange aufgehalten, wie es der Bedeutung des Ortes angemessen gewesen wäre. Was wußten wir damals von den historischen Zusammenhängen? Wir fuhren weiter am gleichen Tag nach Ortachioi, da wir an unsere ethnographischen Studien und Sammlungen denken mußten. Zur Vorsicht nahmen wir als Dolmetscher den Neffen des Bauern Martin mit, der sich bereitwillig zur Verfügung stellte.

In Alibechioi stießen wir wieder, in einem jetzt rumänischen, ehemals türkischen Dorf, auf Spuren früher griechischer Kolonisation. Der rumänische Lehrer Bonjug hat viele Funde gesammelt und in seiner Wohnung ein kleines Museum eingerichtet. Er läßt unseretwegen draußen einen Tisch herrichten, damit ich bei gutem Licht seine Funde festhalten kann. Unter anderem hat sich ein recht naiver, puttenhafter Bacchus unter den Reliefruchstücken eingestellt. Kam er von Griechenland herauf, oder ist er einst von hier noch Griechenland hinabgezogen, wie die Griechen annehmen? Foto 10775: Bacchus,

sieht aus wie aus Teig gebacken, sehr jugendlich. In der erhobenen Rechten hält er eine Fackel. Links und rechts ist der Lausbub von einer wellenförmig laufenden Weinranke flankiert. Im Giebel des rechteckigen Feldes erscheint eine Sonne, unter dem Bacchus ein Altar in Form einer Stele.

Foto 10774: Der Museumstisch mit Trümmern vieler Kulturepochen: ein Bronzebeil, irdene Näpfe, eiserne Pfeilspitzen, eine Sammlung, die einen Archäologen ermuntern könnte, in der Dobrudscha nach Spuren der Vorzeit zu forschen. Wir selbst trafen immer wieder auf hünengrabartige Hügel, wie wir sie aus der Lüneburger Heide her kennen. An der unteren Theiß und unteren Donau finden sie sich so stark gehäuft, daß man langdauernde, volkreiche Siedlungen vermuten darf. In Bessarabien sind verschiedene dieser Gräber geöffnet worden. Wir werden ihnen noch begegnen.

Zum Abschied schenkt uns Lehrer Bonjug noch zwei Stöcke, darunter einen Merkstock, von Morikanen stammend. Ferner erwerben wir eine Kunkel. Aus Tschukurowa führen wir noch einen Bienenkorb mit, aus einem Baumstamm geschnitten, wahrscheinlich ein Geschenk des Imkers Johann Adam (Sammelnummern: 1939 — 1040 - 1041 - 1042). Die Kunkel ist rumänisch.

Bockmühlen bei Babadag: Kunstfertigkeit und Unternehmersinn

In Tschukurowa sollten wir erfahren, welche Bewandnis es mit den Windmühlen auf der Höhe von Babadag hat: sie sind der Magnet für das Getreide der weiten Umgebung. Nach hier wird alles Korn zum Vermahlen gefahren. Dieses Bild ist unauslöschlich meiner Erinnerung eingeprägt: eine tolle Hitze schon am frühen Morgen, unabsehbare Getreidefelder, es handelte sich wohl um Mais, wogendes Gelände mit Senken und Kuppen. In die Stille hinein ein Ächzen und Stöhnen und Knirschen von Rädern. Wir haben auf einer Kuppe kampiert, nachdem wir uns gründlich verfahren hatten.

Woher rührt das Räderknarren? Nichts ist zu sehen. Das Knarren wird immer deutlicher. Da taucht über dem Ährenfeld ein dunkler Gegenstand auf, der sich bald als ein Männerkopf zu erkennen gibt, hinter dem ein Frauenkopf erscheint. Als wir uns auf die Zehenspitzen recken, erkennen wir den Oberteil eines Wagens, der wie ein Kahn sich durch das Ährenmeer bewegt: ein Bauer und eine Bäuerin hocken auf prallgefüllten Getreidesäcken, die sie früh am Tag zur Mühle nach Babadag hinschaffen. In dieser Zeit bewegen sich viele solcher Kähne mit Weizen durch die Kukuruzflut, die noch der Reife entgegenharrt.

Bockmühlen in der Dobrudscha? Als wir sie aus der Ferne erblickten, glaubten wir uns in meine niederrheinische Heimat versetzt, wo jede Höhenkuppe des Tieflandes mit einer Bockmühle besetzt ist. Wiederum mußten wir an den Fläming denken, in dem sich Flamen nahe bei Berlin angesiedelt haben. Auch stößt der Wanderer immer wieder auf Bockmühlen. Sie sind eine Erfindung des winddurchstrichenen Flachlandes, dessen Höhen sie zieren. Recht eigentlich bin ich erlebnismäßig mit Bockmühlen groß geworden. Welches Kind wird nicht tief beeindruckt durch das Umgehen der riesigen Windmühlenflügel und das knarrende Geräusch der Jalousien bei starker Bewegung der Luft!

Bei Johann Adam in Tschukurowa war mehr über die Mühlen zu erfahren. Sie sind offenbar mit den Deutschen ins Land gekommen. Von seinem Großvater weiß Adam zu

berichten, daß dieser sich im Mühlenbau auskannte und daß er zwei große Windmühlen eingerichtet hat in der Siedlung Jakobsonstal, wo die bessarabische Wandergruppe, der er angehörte, sich um 1840 niedergelassen hatte. 1842 brachen die ersten aus der Gruppe in die Dobrudscha auf. Von diesen nomadisierenden Kolonisten (ja, als solche sind diese ewig unruhigen Landsucher aufzufassen) sagt Joh. Adam aus, daß sie sich ebensogut auf die Landwirtschaft, auf die Milchwirtschaft, aber auch aufs Handwerk verstanden: „So hatte mein Großvater Johann Adam zwei große Windmühlen dicht am Stadtgraben — natürlich liegt diese Stelle heute schon weit in der Stadt. Man zeigte mir noch die Stelle, wo sie standen.“

Durch ihre Rührigkeit gewann diese Siedlergruppe bei Braila in der Muntenia, dem Brückenkopf sowohl nach Bessarabien wie nach der Dobrudscha, bald das Vertrauen des Präfekten Jakobson, aber auch das des Königs Friedrich Wilhelm IV., der der Gemeinde eine Altarbibel zukommen ließ. Adam nennt als Datum der Schenkung 1837. Da der König erst 1840 zur Regierung kam, dürfte das von Petri genannte 1857 zutreffender sein. Allerdings brachen die meisten Siedler schon 1842 auf. Die Bibel, die in Tschukurowa aufbewahrt wird, könnte genauere Auskunft geben.

Mit der Milchwirtschaft wurde sichere Existenz gewonnen, aber auch mit der Wasserwirtschaft. Es ist wieder ein Adam, diesmal der Durchbrenner Daniel, der durch das leichte Einkommen aus dem Brunnen seines Vaters bei Konstanza übermütig wird (Jahrbuch 1959, Seite 53) und in der Fremde verschwindet.

Es steht fest, daß die Siedler vor keiner Arbeit zurückschreckten, bäuerlich dachten und fühlten und doch auch so viel Unternehmergeist entwickelten, daß sie immer wieder Wege fanden, sich zu behaupten und durchzusetzen.

Kataloi: in einer baptistischen Gemeinde

2. Juli 1936 (Sonntag): Am gestrigen Tag konnten wir noch, nachdem wir uns von der rumänischen Lehrerfamilie Bonjug herzlich verabschiedet hatten, noch nach Kataloi, in die Nähe des Deltas gelangen. Wir haben jetzt bald das zerrissene Bergland der inneren Dobrudscha hinter uns gebracht. Mehrere Flüsse sind teils verfolgt, teils überquert, davon hat die Slava uns am längsten beschäftigt. An ihrem oberen Lauf liegt Slava Tscherkessa, in ihrem Quellgebiet ist jene Tränke zu suchen, an welcher die „Pilgerväter der Dobrudscha“ im vergangenen Jahrhundert ihre Wagenkolonne aufbauten und den Ort Atmadscha errichteten. Es sind drei kurze, scharf eingeschnittene Fließchen, die den weiten Buchten der Balta zueilen; außer der Slava sind es die Taitza und die Telitza. Sie gehören zum System des großen Haffs bei Jurilofka. Der geographische Angelpunkt dieser zerklüfteten Landschaft, die sich im Haff sammelt, ist die Höhe des auf 268 Meter ansteigenden Denis Tepe. Diese Höhe beherrscht die nordöstliche Dobrudscha, wie die nordwestliche vom Tzutzuat mit 456 Metern bestimmt wird. Um die Pfeiler dieser Höhen schlingt sich das Band der unteren, zum Delta auffächernden Donau nach ihrer Ostwendung bei Braila und Galatz.

Kataloi ist in unserer Erinnerung verblieben wie eine Gartenstadt, eine Ansiedlung zwischen lauter üppigen Obstbäumen. Es ist Sonntag, als wir in Kataloi Station machen. Feierlichkeit liegt im Klang der Glocken. Wir sind Gast beim Pfarrer einer baptistischen

Brüdergemeinde: Rauschenberger. Wir besuchen seinen Gottesdienst. Die Schlichtheit und Innerlichkeit der Herrnhuter spricht uns an. Nach dem Gottesdienst sind wir in der Familie. Am Abend kommen die Brüder zusammen. Calvinistischer Geist gibt dem Beisammensein das Gepräge. Ähnliche Versammlungen habe ich in meiner Jugend im Dorfgottesdienste im Westerwald mitgemacht. Puritanischer Geist ist uns in den meisten Dobrudschadörfern begegnet. In einzelnen Dörfern war die Weltabgewandtheit so ausgesprochen und überspitzt, daß das Singen weltlicher Lieder geradezu verpönt war. Wenn gesungen wurde, so wurden religiöse Lieder angestimmt. Dieser allzudüstere Geist weltlicher Verneinung, im Gegensatz stehend zu der ökonomischen Daseinsfreudigkeit, fanden wir für die Dobrudscha ebenso bezeichnend wie etwa für die Batschka die Hingegebenheit an die einst aus der Heimat mitgenommenen schwäbischen Lieder.

In Kataloi ist die Weltabkehr gemäßigt und aufgehellt. Eine Leichtigkeit und Heiterkeit liegt über dem Flecken. Er zeichnet den Ort, die Menschen und ihr Tun aus. Mit der Familie des Pfarrers verbringen wir manche Stunde in deren Garten, einem wahren Garten Eden. Der Sonnenschein fängt sich im Geäst der Bäume. Von der Pfarrersfrau werden wir zum Nachtisch mit Melonen bewirtet. Sie ist Mutter zweier entzückender Blondschöpfe. Die Kleinen spielen mit Küken. Im Sommer Küken? Wir kommen gar nicht darauf, über diese Absonderlichkeit nachzudenken. Die Küken, die Kinder — alles ist auf Licht, Lachen und Leben gestimmt.

Leider haben wir nicht die Zeit, tiefer in die in Kataloi wirkenden weltanschaulichen Kräfte einzudringen. Nach Johann Adam sind seinerzeit in Tschukurowa die Protestanten vergeblich vor den Baptisten geflüchtet nach Kataloi. Der Geist des Brüdertums ist mit ihnen gezogen, ihnen auf den Fersen gefolgt. Es hat Schwierigkeiten zwischen Protestanten und Baptisten gegeben, obgleich beide friedlich und freundlich zueinander standen. Ehen zwischen beiden verliefen nicht immer glücklich. Inzwischen scheinen die Spannungen behoben, Beruhigung und Abgrenzung erfolgt zu sein. In Kataloi erwerben wir noch einige Stücke für das Museum. So hat die Fahrt durch die innere Dobrudscha auch ethnographische Ausbeute erbracht.

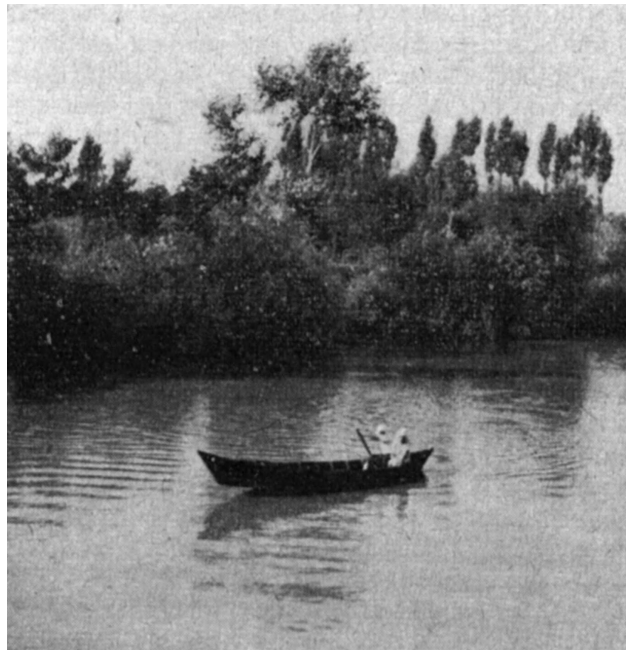
Was ist nur mit unserem Auto los? Obgleich wir bei der Herfahrt gut aufgeladen hatten, ist nach einer Nacht die Batterie wieder leer. Wir müssen mit der Hand anwerfen und heftig kurbeln.

Malkotsch: dem Delta nahe

Malkotsch liegt am Ausgang der Hochebene und der Abdachung zur Donau hinunter, oberhalb Tultscha. Die Gemeinde wurde 1843 von katholischen Schwaben gegründet. Wir besuchen die Gemeinde zum ersten Mal von Kataloi aus, später nochmals und machen auch Station in Malkotsch, da uns Pfarrer Paulus (?) Lenz behilflich ist, das Dorf und seine Einrichtungen näher kennen zu lernen. Wir sind bei einer überwiegend katholischen Gemeinde zu Gast, gelangen aus der Sphäre der Baptisten in ein durchaus anderes Klima. Solche Gegensätze birgt das Christentum. Der enge Raum der Dobrudscha hat vielen christlichen Bekenntnissen und ihren Splintern in der Diaspora Heimat gegeben. Es gehört nicht zu unseren Aufgaben, in diese Probleme einzudringen; wir betrachten es aber als Bereicherung, daß wir ihnen begegnen. Durch unsere Besuche von Dorf zu Dorf

erfahren wir mit dem Wechsel der Bekenntnisse auch die Tragik dieser Zersplitterung.

Donauarm im Delta



Zum ersten Mal besuchen wir Malkotsch von Kataloi aus, in dem wir vom 3. bis zum 5. August 1936, also vom Anfang bis zur Mitte der Woche, Station machen. Von Malkotsch aus besuchen wir auch zum ersten Mal Tultscha (Tulcea) zu einer Fahrt mit dem Dampfer ins Donaudelta hinein. Von Kataloi aus lassen wir in Tultscha unser Auto durchsehen. Die heimtückische Quelle dauernden Stromverlustes wird endlich gefunden: der Scheibenwischer hat sich festgeklemmt und zwar eingeschaltet. Er bewegt sich nicht, zehrt aber laufend die Batterie aus. Pfarrer Lenz ermöglicht uns nicht nur den Besuch in seiner Kirche, die wir eingehend fotografieren können. Er ist uns behilflich, in den Turm hinaufzusteigen, wo wir einen aufschlußreichen Blick über den ausgedehnten Ort und seine weiträumige Siedlungsweise gewinnen. Wir sehen die Einlagerung des Ortes in Grün, die sauberen, langgestreckten Höfe mit glatten Ried-, teilweise auch schon Ziegeldächern. Von Stadtnähe und Zivilisation ist nicht viel zu spüren. Unter uns führt eine ackerbreite Straße in den Ort hinein. Die Höfe reihen sich mit weiten Dreschplätzen. In mehreren Höfen ist das Dreschen im Gang. Die Pferde laufen im Kreis. Neben den Scheunen und Stellungen häufen sich Berge von Kaff, kenntlich an der Wölbung des dachartigen Abschlusses.

Das erste, in die Straße einschneidende Gebäude, wird uns als die Primaria, das Gemeindehaus, bezeichnet. Ein Hof unter uns, ganz in Gartengrün gekleidet, zeigt die sauber geweißten Wände, wie wir sie von allen deutschen Siedlungen in der Batschka und Dobrudscha kennen. Das Giebeldach stützt sich auf eine schmale Ständerreihe auf, die an der Längswand hinläuft. Über dem Gehöft erscheint der stämmige Kirchturm mit Spitze, seiner Hütepflucht bewußt, Gärten und Höfe überragend.

Zu Malkotsch enthält das Negativarchiv etwa 15 Fotos: 10777 die Kirche, 10784 den Pfarrer (Lenz), 10785 ein holzgeschnitztes Stationsbild. Es zeigt in lebendiger

Auffassung, wie Christus unter dem Kreuz zusammenbricht. 10786 zeigt einen triumphierenden Christus, ikonartig gemalt. Das Buch des Lebens zeigt russische Inschrift. In weitem, flatterndem Gewand und symbolischer Fingerhaltung verweist der Auferstandene auf das Unnennbar-Hohe.

Das Archiv bewahrt mit den Nummern 10875 auch noch Szenen an ein Schlachtfest, dem wir beiwohnen konnten: ein größeres Rind ist im Geäst der Bäume bei der Sommerküche aufgehängt. Der Bauer ist dabei, die Schlachtstücke auszuschneiden und aufzuwiegen. 10874 hält eine typische Sommerküche fest, die wegen der Außenhitze die „Innenküche“ zu vertreten hat. Es folgen ganze Reihen und Gruppen von Kindern. Damals waren sie ihre 10—15 Jahre alt. Heute sind die Buben und Mädels, der Heimat entrissen, sofern sie noch leben, zu Frauen und Männern herangewachsen. Ob diese Zeiten sie wohl erreichen werden?

Malkotsch gehört übrigens in der Dobrudscha zu den Gemeinden mit größerem deutschen Anteil, über 80 Prozent. Es folgt Atmadscha mit etwa 70 Prozent; ebenso stark ist Tariverde deutsch belegt. Kodschalag zeigt über 50 Prozent, Karamurat fast 50 Prozent und Kobadin gut 30 Prozent. Die Norddobrudscha weist durchweg höhere Anteile auf in den Altsiedlungen als die Süddobrudscha. Hier zeigen noch Mandschapunar und Mamuslia überwiegende deutsche Bevölkerung auf.

Die Donau erreicht: Tultscha, der Schlüssel zum Vogelparadies

Von unserem Standquartier in Kataloi aus kehren wir immer wieder in Tultscha ein. Tultscha (Tulcea) ist die größte Stadt am südlichen Donauarm nach Aufgabelung des Deltas. Der Südarm, St. Georgs-Kanal, führt hier vorbei. In Tultscha konzentriert sich das städtische Leben. Aber auch Tultscha darf noch als Landsiedlung, sowohl dem Hinterland als dem Wasser zugehörig, angesehen werden. Auch mit Tultscha verbinden sich in unserer Erinnerung Vorstellungen üppiger Gärten; Dazu kommen die Vorstellungen niederer Häuser von einigem Anspruch an einer breiten Geschäftsstraße. Die Kaufläden zu beiden Seiten der Straße sind hinter Säulenreihen untergebracht, in den „Kolonnaden“, wie wir sie ähnlich von Hirschberg in Schlesien, von Prag und von Hamburg kennen. Die Stadt Tultscha zeigt fast orientalisches „Geschäftsleben“ in seinen „Warenhäusern“, die der Fama nach alles enthalten, was man begehrt. Nun, man begehrt hier unten nicht viel. Um den Preis muß orientalisches gefeilscht werden.

Bei der Abfahrt von der Höhe genießt man einen der reizvollsten Blicke in Südosteuropa: die auffächernde Donau bis hin nach Bessarabien und zum Meer hinunter, die Welt unzähliger Wasserläufe, Rinnsale, Schilfdickichte und der letzten, berühmten und unvergleichlichen Vogelparadiese des unteren Donaulaufes. In diese Wasserwildnis würden wir eintauchen, wenn wir auf Tierbeobachtung aus wären. Die Ufa hat Filmexpeditionen in diese Verborgenenheiten gemacht. Wir werden schwerlich eindringen können und, da wir ethnographisch zu arbeiten haben, an dieser Wunderwelt vorbeigehen.

Als wir resignierend so durch Tultscha trudeln, stoßen wir auf einen bärtigen Mann, der unschwer als Deutscher zu erkennen ist. Der Angesprochene und Aufgesuchte gibt sich als Dr. Rettich zu erkennen. Er ist lange ansässig hier, betrachtet die Norddobrudscha als seine engere Heimat. Da sich die Rumänen nicht darum kümmern, hat er sich der

Blick auf Tulcea an der Donau



wissenschaftlichen Bearbeitung und Betreuung des Vogelparadieses angenommen. Dr. Rettich ist Arzt im Hauptberuf. Sein Steckenpferd, Beobachtung der Vögel, Sammlung der Gelege, Ausstopfen der Bälge, überwuchert fast seine beruflichen Arbeiten. In seinem Haus finden wir ein ganzes, einzigartiges zoologisches Museum. Da wir in die Schilfdickichte des Deltas schwerlich eindringen werden (unser Weg über Bessarabien nach den Karpaten, wo weitere Arbeiten auf uns warten, ist weit), sind wir sehr erfreut, in der Sammlung von Dr. Rettich die Bekanntschaft von Silberreiher, Löffelreiher, Kormoranen, Fliegenden Fischen und vieler anderer Tiere zu machen, die wir natürlich auch unserer Fotosammlung einverleiben. Einen Uhu und einen Pelikan fangen wir auch ein.

3. August 1936 (Montag): Unser Auto ist einer „Garage“ zur Durchsicht übergeben. Wir benutzen die Zeit zu einem Ausflug auf einem der Donauarme. In der Eile gelangen wir auf das Schiff „Vasile Lupu“. Es stellt sich heraus, daß dies das falsche ist. Unsere Begleiterin und Dolmetscherin (war es Frau Rauschenberger aus Kataloi?) bringt die Sache ins reine. In Chilia Noua gehen wir von Bord und steigen um auf einen Dampfer, der uns durch den Nordarm, den Sulinakanal¹ in die äußerste Siedlung des Deltas, nach Valkow (Vulkow)² bringt. Leider kann ich die Fahrt nicht festhalten, da in der Eile das Filmmaterial im Auto vergessen wurde. Hat auch etwas für sich, nicht fotografieren zu können. Das Auge ist die Kamera. Es kann sich nicht mehr auf den Film verlassen. Es muß sich mühen, die frischen Eindrücke so tief zu empfangen, daß sie nicht wieder verloren gehen. Das Auge saugt sich an der Landschaft fest.

Wir sitzen an Bord. Der Bug des Dampfers pflügt sich durch die breit und trüb

¹Hier irrt der Autor. Der nördliche Arm ist der Kilijaarm oder Chiliaarm (rum. Brațul Chilia) an dessen östlichen Ende Wylkowe (ukrainisch Вилкове; russisch Вилково/Wilkowo, rumänisch Vâlcov) liegt

²Wylkowe

Vâlcov im Donaudelta



streichenden Wogen. Segelboote ziehen vorbei, langgestreckte Kähne. Das Ufer ist bewaldet. Wir treiben zwischen Waldsäumen wie in einem Hohlweg. Hin und wieder eine Siedlung am Wasser. Eine Besonderheit dieser Wasserwelt: die Schweineställe sind auf Rosten ins Wasser hinausgebaut. Die Schweine hängen darin wie in Vogelkäfigen; gewiß eine saubere Art der Schweinehaltung.

Valkow. Marinestation. Eine rumänische Flotille von Kanonenbooten. Die „Stadt“ auf Pfahlrosten, die „Straßen“ bestehen aus Laufstegen. Venedig des Ostens taufen wir diese ins Meer hinausgeschobene Welt.

Bei einer russischen Familie finden wir ein Unterkommen für die Nacht. Zum Abend verstreuen wir uns zu einem „Bummel“ durch das Städtchen. Die eine Partie geht links über die Bretterbühnen, die andere rechts. Am Ende müssen wir, so ist unsere Überlegung, ja am entgegengesetzten Ende des Häuserblocks, wieder zusammentreffen. Dachten wir. Ich gehöre dem Teil an, der sich links wendet, zuletzt trenne ich mich noch einmal ab, um mir das Treiben auf einem der Kanäle und die gondelartigen Boote genauer anzusehen. Dann beeile ich mich, zu den anderen zu stoßen.

Ich wandere und wandere. Der Steg kommt an kein Ende. Es war eine Fehlvorstellung, anzunehmen, daß die Häuser in einem Block gebaut sind. Zuletzt finde ich mich auf festem Boden, außerhalb des Ortes. Wie ich weiterwandere, stoße ich auf den Friedhof. Hierhinaus wollte ich unter keinen Umständen. Was aber jetzt tun? Ich bin der Sprache

unkundig. Ortskenntnis ist nicht vorhanden. Ein Treffpunkt ist nicht ausgemacht. Ich weiß nicht einmal den Namen unserer Wirtsleute auszusprechen, ja, ich weiß nicht einmal wie die Wirtsleute heißen.

Feldeinsamkeit. Am Himmel sind die Sterne aufgezogen. Hier kann ich nicht weiter und auch nicht stehenbleiben. Umkehr ist die nächste Lösung. Aber, wohin wende ich mich dann?

Tief versonnen dastehend und noch völlig unschlüssig, erhasche ich von der Stadt her einen Laut, eine Kette von Lauten, eine Melodie. In der Ferne ertönt ein Schifferklavier, weiche, langgezogene, einschmeichelnde Laute. Wie mir diese Töne plötzlich wieder Heimat geben und mich der Sternenraumeinsamkeit entreißen!

Ich werde den Tönen nachgehen. Die Töne kommen näher. Wo Musik ist, werden Menschen sein. Wo Menschen sind, ist ein Weiterkommen. Ich pirsche mich an die Musik heran, die hin und wieder abbricht. Endlich finde ich mich in einem Garten, einem Wirtshausgarten. Holztische, Holzbänke, frohe, zechende Menschen. Die Musik, Lieder werden gesungen. Ich mische mich unter die Menschen. Da, ein Zuruf: „Da ist Vater ja!“ Die Meinen haben mich, den Verlorenen, nach langer Suche endlich gefunden.

Valkow: abenteuerlich lebst du in meiner Erinnerung. Noch trage ich den Klang der schwermütigen, einschmeichelnden Lieder im Ohr, die wir allesamt zuletzt mitgesungen haben.

Noch eine Erinnerung ist haften geblieben: draußen, als ich ins freie Feld gelangte, zog ein Schwarm streunender, begeisterter Frauen stürmisch an mir vorbei. Bacchantinnen, die dem Kult des Dionysos huldigen? Ich glaubte mich in die Zeit zurückversetzt, in der Griechen an diesem Teil des Schwarzen Meeres, des Pontos, Kolonien gründeten.

Tags darauf Rückreise und Vorbereitung zur Durchquerung des Deltas, wahrscheinlich unserem größten rumänischen Abenteuer.

Den Bericht über die Dobrudschadurchquerung möchte ich nicht schließen, ohne einige Erinnerungen ins Gedächtnis zu rufen, die sich um die Person, mehr noch um das Schaffen und Werk von Dr. Rettich ranken. Sein Gelehrtenkopf, zugleich Tatkraft ausdrückend, steht wieder vor meinen Augen. Bitter beklagte sich Dr. Rettich darüber, daß er so wenig Verständnis für seine Arbeit des Vogelschutzes fand. Jagdhege im Sinne der deutschen Jagdauffassungen waren in Rumänien noch unbekannt. Jagd kam auf eine Art Schießsport hinaus, dem besonders die wertvollsten Tiere, die Adler auf den Horsten, zum Opfer fielen.

Die seltenen Adler, die sich vor Jahren noch recht zahlreich fanden, sind durch Verwendung chemischer Ausrottungsmittel fast ausgerottet worden. Einmal stellte man den Adlern als Fischräuber nach. Am meisten litten sie darunter, daß man den überhandnehmenden Nagern, den Zieselmäusen und auf der Steppe unwahrscheinlich häufig anzutreffenden Zwerghamstern, mit Gift zu Leibe ging. Die vergifteten Nager wurden von Adlern aufgenommen. Ganze Horste fielen dieser Vergiftung zum Opfer. Je mehr die Adler und andere Raubvögel schwanden, welche die Nager kurz hielten, desto mehr breitete sich die Nagerplage aus. Eine Kettenreaktion, eine Schraube, nicht ohne, sondern mit einem höchst tragischen Ende. Dr. Rettich übte von sich aus eine Art Naturschutz aus. Es war ihm gelungen, weite Gebiete in Nordostdobrudscha, die unzugänglichsten Nist- und

Dr. Rettich



Horstplätze, schützen zu lassen. Solch ein Schutz war höchst fragwürdig, selbst, wenn der König darauf einging. Die verstecktesten Brut- und Horstplätze lagen nicht nur in dem Sumpfland, das im Staugebiet der nordsüdlich streichenden Donau, also an der Westflanke der Dobrudscha hinzog. In diesen Schilfwildnissen der Donau-Balta wimmelte es von den seltensten Vögeln. Hierhin hatte die Ufa ihre berühmt gewordenen Filmexpeditionen angelegt. Auch die Hänge über dem Donauufer, samt ihrem Hinterland, gehörten zu den Reservaten, bis tief in die Wälder hinein.

Im Laufe der Jahre hatte Dr. Rettich eine systematische Sammlung aller Vögel angelegt, deren er habhaft werden konnte. Es war wohl die vollständigste ornithologische Sammlung, die bis dahin zusammengebracht war. Der König erbat sie sich für Ausstellungszwecke. Dr. Rettich wollte die Sammlung nicht aus der Hand geben. Endlich wurde die Bitte so nachdrücklich wiederholt, daß dem Sammler kein Ausweichen möglich war. Die Sammlung ging nach Bukarest, wo sie viel Beachtung fand und Aufsehen hervorrief. Zurückgekehrt ist die Sammlung nicht. Dr. Rettich wurde mit der Ehre eines Ordens abgefunden. Die königliche Unterschlagung hat ihn hart getroffen, da ein ganzes Leben an Arbeit und Studium in der Sammlung enthalten war.

Zum Abschied schenkte uns Dr. Rettich einen Bienenfresser, sachgemäß ausgestopft; so geschickt, daß man glauben konnte, der Vogel lebe. Er ist von der Größe und Gestalt unseres Kuckucks, hat aber ein zitronengrünes, buntgestreiftes Kleid an. Da er uns auf der Steppe oft begegnete (ähnlich die männchenmachenden niedlichen Zieselmäuse vor ihren Bauen, aus der Ferne wie Eichhörnchen aussehend), freuten wir uns dieses Geschenkes sehr. Ein Stück der landschaftlichen Reize und des Erlebens um Dr. Rettich war in diesem Bienenfresser eingefangen.

Die Fahrt durch die Dobrudscha ist beendet. Wir rüsten für die Durchquerung des Deltas, uns herzlich verabschiedend von unseren Gastgebern in Kataloi, in Malkotsch und in Tultscha.

Wo dir im Brauchtum eines Hauses, Standes oder Volkes, wo dir in der religiösen Gewohnheit und Sitte der Menschen, mit denen du umgehst, etwas begegnet, womit du nicht einverstanden bist, das dir unrichtig, vielleicht sogar minderwertig oder lächerlich vorkommt, da hüte dich doch sehr, Werturteile abzugeben. Der Fehler kann auf deiner Seite sein! Unterrichte dich! Zu gegebener Zeit wirst du alles verstehen, manches als richtig, vieles als zweckmäßig und einzig möglich erkennen und anerkennen.

— August Lämmle

Aus der Dobrudscha und Bessarabien¹

Abschied von Tultscha

Am Sonnabend, 1. August 1936 sind wir in Cataloi angekommen und beim Pfarrer der Baptistengemeinde gastlich aufgenommen worden. Inzwischen haben wir immer wieder Tultscha besucht, bei Dr. Rettich, dem Hüter des Vogelparadieses vorsprechend. Ebenso haben wir uns ausgiebig in Malkotsch (Malcoci) umsehen können.

Die Durchquerung des Donaudeltas, die wir für eine unserer abenteuerlichsten Strapazen halten, steht bevor. Wir sind in „Premierenstimmung“. Das Auto wird noch einmal durchgesehen in einer Werkstatt in Tultscha. Dr. Rettich ist uns behilflich, sie aufzustöbern. Defekt? — — : Kurzschluß im Scheibenwischer. Nachdem dieser behoben ist, glauben wir für die Weiterfahrt, und für den gewiß interessantesten Teil der Reise, der uns durchs Delta und Bessarabien in die Karpaten bringen soll, gerüstet zu sein.

Während das Auto „überholt“ wird mit den Mitteln einer Werkstatt, die selten genug Gelegenheit zu solchen Arbeiten hat, sind wir wieder Gast bei Dr. Rettich, der uns noch einmal eingehend einführt in die verwickelten biologischen Bedingungen der Lebenswelt des Deltas mit seinen Wasserdschungeln (Balta).

Die Gelegenheit, die private Sammlung des Vogelliebhabs zu fotografieren, lasse ich mir nicht entgehen. Außer den Vögeln des Deltas gerät ein Elefantenbaby in die Sammlung. Es finden sich an: ein Löffelreiher zusammen mit einem Silberreiher, königliche Tiere; ein Fischadler, Bienenfresser, Pelikane, Uhu und daneben noch Fliegende Fische und Wölfe. Bezeichnende Tiere der Landschaft sind beisammen. Es fehlt: die uns inzwischen schon vertraut gewordene Zieselmaus, die uns wohl so häufig begegnet ist wie der farbenschillernde Bienenfresser.

Durchquerung des Donaudeltas

6. August 1936: Noch einmal besuchen wir Pfarrer Lenz in Malkotsch, verabschieden uns von Dr. Rettich. Auf dem Markt von Tultscha wird eingekauft, was wir für die nächsten Tage benötigen. Kilometer 58 946 zeigt unsere Skala.

Das Auto ist auf der Fähre untergebracht. Wir überqueren den St.-Georg-Donauarm und landen am Delta, am südlichsten der Keile, die sich inselartig in das Gewirr der Donauarme schieben.

Welchen Abenteuern werden wir im Innern des Deltas begegnen? Die Frage sei vorweg beantwortet: wir haben keinerlei Abenteuer und Gefahr zu bestehen gehabt. Im Gegenteil. Die Deltainsel zeigte sich als kultivierte Landschaft. Äcker und Melonengärten, wohin wir kommen. Fleißige Bauern, zunächst noch bei der Arbeit und schließlich heimkehrend von der Arbeit. Ein reiches Obstbaugebiet, so wie wir es von daheim, aus der Umgebung von Berlin, aus Werder/Havel kennen. Allerdings: weit und breit ist kein Dorf, kein Haus zu sehen. Unsere Enttäuschung darüber, daß der gewagteste Teil der Reise, die Donaudurchquerung so unromantisch verläuft, nimmt in dem Maße zu, wie wir

¹Teil 3; dieser Teil erschien im Jahrbuch 1962 ab Seite 189

mit sinkender Sonne ins Innere des „unerforschten Gebietes“ dringen, das längst kein weißer Fleck auf der Landkarte mehr ist. In Erinnerung wird uns das Gefühl bleiben, hier rings von Wasser umgeben und von aller Welt und Zivilisation abgeschnitten zu sein. Und gewiß hat das Donaudelta nicht immer diesen zugänglichen Charakter gezeigt. Zur Zeit der Gotenkämpfe wird hier ein ebenso verlässlicher Schlupfwinkel gewesen sein wie auf der Karpatenhöhe und in der bulgarischen Iskerklamm.

Da es nicht lohnen würde, tiefer in die Deltainsel einzudringen, nehmen wir die Richtung auf die Anlegestelle am Donauarm gegenüber Ismail, wo wir bei Dunkelheit eintreffen. Wir müssen vorsichtig unseren Weg abtasten, da der Scheinwerfer versagt. Die überholte Lichtmaschine ist wieder defekt. Kilometer 58 980. In Tultscha füllten wir den Tank mit 30 Litern. Unser Benzinstand ist auf 20 Liter zusammengeschrumpft. Auf gut 30 km verbuchen wir einen Verbrauch von 10 Litern, macht über 30 Liter auf 100 km; keine angenehme Entdeckung für eine Reise, die auf jeden Fall in abgelegene Gebiete führen wird.

7. August 1936 (Freitag). Wir haben die Nacht bei der Anlegestelle verbracht, die äußerlich schwer als solche zu erkennen ist. Das Ufer ist flach und lehmig. Teils bringen wir die Nacht im Auto zu, später beim Auto. Nach Mitternacht beginnt die Anlegestelle sich zu bevölkern. Wir hören Klappern und Quietschen von Holz und Eisenteilen. Menschenstimmen dringen durch die Dunkelheit. Die Umrisse von Rindern und Fuhrwerken tauchen auf; auch Pferdegespanne haben sich eingefunden. Lebhaftes Treiben. Frauen, Männer, Kinder, ein farbenbuntes Durcheinander. Leider ist nicht ein Bauer darunter, mit dem wir uns verständigen könnten. Wir empfinden unseren Mangel an Sprachkenntnis. Wir sind ausgeschlossen. Das heißt: eine Sprache gibt es, die auch hier nicht versagt, die Gebärdensprache der Hände, der Finger, der Gesten. Die Bauern sammeln sich hier, um nach Ismail, auf den dortigen Markt, übergesetzt zu werden. Offenbar beginnt der Markt in der Frühe. Wie sollen aber alle diese Fahrzeuge und dazu unser Auto auf der Fähre Platz finden?

(mit Kastenaufbau) auf der Fähre zum Übersetzen nach Bessarabien

Die Fähre legt an. Die der Fähre nächsten Fahrzeuge werden zuerst aufgenommen. Schreien, Schlagen, Schimpfen. Die Fähre ist mit ihrem flachen Anlegeteil auf dem flachen Ufer aufgelaufen. Trotzdem ist das Überbringen der Fahrzeuge und Tiere ein halsbrecherisches Unterfangen. Eine Kuh bricht in den tiefen Modder ein. Sie muß mit den Kräften der Umstehenden mühevoll herausgehievt werden. Die Fähre stößt ab. Nach geraumer Zeit kehrt sie zurück. Wir lassen den zum Markt drängenden Bauern den Vortritt. Endlich sind auch wir von dem schwachen Fahrzeug übernommen. Um uns die Wellen des Chilia-Armes, der die nördlichen Wasser der Donau ins Meer leitet. Von Tultscha aus überquerten wir den St.-Georg-Arm.

Ismail — ein Kleinod am Rand der Steppe

Ismail: eine überraschend große und saubere Stadt. Begrüßt uns so der Vorposten Bessarabiens?

Bevor wir in die Stadt schlendern, liefern wir das Auto in eine Werkstatt ein, den Defekt an der Lichtmaschine zu beseitigen. Wird man sich hier auf Lichtmaschinen

Das Expeditionsauto (mit Kastenaufbau) auf der Fähre zum Übersetzen nach Bessarabien



verstehen? Warum nicht? Der Ort hat schließlich elektrische Beleuchtung.

In der Zwischenzeit besuchen wir den Markt, wo wir unsere Bauern von der Deltainsel wiederfinden. Weit leuchtet das goldene Kreuz auf der Kuppel der orthodoxen Kirche. Der Name des Ortes versetzt uns in den Orient. Ismail bezeichnet einen Vorposten der islamischen Welt, wie die Minaretts in Ungarn andere Grenzpunkte bezeichnen. Heute ist Ismail zu einem Zentrum des orthodoxen Christentums geworden. Zu diesen Auffassungen kommen wir, als wir nach Durchquerung sehr gepflegter Parkanlagen das Innere der Kathedrale betreten. Wir finden uns in der russischen Ausprägung des orthodoxen Christentums, überrascht von der Weiträumigkeit des Kirchenschiffes und der Pracht seiner Ausstattung; ein kulturelles Kleinod. Wie uns der Name an Mekka und den Orient erinnert, so ruft die Ausstattung der Kirche das Bild des prunkvollen Moskau in uns wach. Hier an der Donau?

Zurück zur Werkstatt. Vor dem einstöckigen Gebäude eine Menschenmenge. Hat man den Fehler beseitigen können? Lebhaftige Dispute wegen des Defekts. Offenbar verstehen alle nichts vom Auto; jeder weiß aber mehr als der andere. Die Reparatur wurde am Kondensator der Lichtmaschine ausgeführt. Viel Zutrauen haben wir nicht zu den Künsten der Ismailiten. Und doch sind wir heilfroh, hier noch einmal eine technische Hilfe gefunden zu haben. Übrigens hat die Überfahrt auf der Chilia-Fähre 100 Lei verschlungen, die auf der St.-Georg-Fähre nur 40 Lei.

Irrfahrt durch die Steppe

Die Stadt mit dem primitiven Markt und der goldstrahlenden Kathedrale liegt hinter uns. Die bessarabische Steppe ist um uns. Wie hat sie nur diese Stadt und diese Kathedrale hervorbringen können?

Unsere Fahrt geht geradezu ins Blaue, nach Norden. Rechter Hand erstreckt sich eine Wasserzunge in das Steppenland hinein, der Leman Katlapug. Wie ein Schwurfinger reckt sich eine mittlere Zunge nordwärts, bis an den vorgeschobenen Süzipfel des bessarabischen Trajanswalles heran. Wir befinden uns auf historischem Boden. Hier sind Römerkohorten marschiert. Heute ist das Land menschenleer. Die Leere der Landschaft ist das uns Beklemmende. Dem Leman zur Rechten entspricht ein Leman zur Linken, der Leman Jalpug. Er ist groß und fern wie der östliche Leman. Wir steigen in die Abdachung der gegen die Donau abfallenden bessarabischen flachen Höhenzüge hinauf. Ein ausgewaschenes Land. Trocken und dürr trotz der großen Wasserbuchten, die sich als Lemane ins Land hineinschieben.

Und keine Menschen. Kein Baum. Kein Strauch. Eine Straße, die kaum ihren Namen verdient. So haben wir uns Bessarabien vorgestellt. Hier und da setzt sich ein Zieselhäuschen auf die Hinterkeulen. Zieselmäuse scheinen die einzigen Bewohner dieses Landstrichs zu sein.

Dort, endlich, eine Ansiedlung, Hütten, armselig genug. Beim Näherkommen sind sogar festgefügte Häuser auszumachen; Kolonistenhäuser, wie wir sie schon von der Dobrudscha her kennen. Tasch Bunar heißt der Ort. Tataren? Tscherkessen? Wir bemühen uns, mit den Bewohnern „ins Gespräch zu kommen“. Sie staunen uns ebenso an wie wir sie. Für sie sind wir eine Fabelerscheinung. Auf sie überträgt sich unser ganzes romantisches Trachten. Ein klein wenig beklommen ist uns in dieser Situation. Wer weiß, wie weit das nächste Dorf entfernt liegt? Zum ersten Mal müssen wir kapitulieren. Wir haben nicht herausbringen können, welchem Volksstamm die Bewohner angehören, noch auch, wo unser Weg weitergeht.

Am Abend des 7. August finden wir uns in Sarata, einem ausgedehnten kolonisten-deutschen Ackerbürgerstädtchen im Herzen Bessarabiens. Wie wir dorthin gelangt sind?

Wir wissen es selber nicht. Wir folgten in Verlängerung des Lemans einem Trockental, querten einen Rücken, stießen auf den Kundukfluß und fanden uns endlich im Saratal. Und damit aus der unheimlichen Leere und Verlassenheit der Steppe in unerwarteter Geborgenheit. Hühner auf dem Hof. Eine deutsche Lehrerbildungsanstalt. Der Direktor, Herr Albert Mauch, empfängt uns sehr freundlich. Er bittet uns zu sich ins Haus. Für ein paar Tage sollen wir seine Gäste sein. Wir treffen es gut: in der Lehrerbildungsanstalt wird eine Küsterfreizeit abgehalten. Der Küsterlehrer ist geistiger Mittelpunkt seiner Gemeinde; wie sehr und mit welcher kulturellen Verantwortung, haben wir bereits in der Dobrudscha kennengelernt. Küsterlehrer, nur deutsche, aus einem weiten Gebiet sind hier zusammengekommen.

Kilometer 59 138. Die Irrfahrt durch die Steppe begann bei Kilometer 58 980.

Deutscher Kulturmittelpunkt Sarata

8. August 1936 (Sonnabend). Wir folgen gern der Einladung von Dir. Mauch, einen Tag Pause einzulegen und uns mit den Verhältnissen der deutschen Kolonien am Schwarzen Meer vertraut zu machen. Dir. Mauch ist eine hochgewachsene, stattliche, männliche Gestalt, ein rechter deutscher Gymnasialprofessor. Seine Frau ist so betulich wie unauffällig. Da sind noch die Enkelkinder, die den Opa umschwärmen.

Die Küsterlehrzeit wird von Prof. Dreßler geleitet, der von Siebenbürgen herübergekommen ist, ein geborener Dresdener. Er geht bereitwillig auf mein Anliegen ein, zusammen mit der Schule Sarata den Küsterlehrgang im Foto festzuhalten. Das Harmonium wird von den Kursteilnehmern auf den Hof gebracht. Die Küsterfreizeit findet im Freien statt. So konnte ich alle Teilnehmer des Kurses festhalten während der Musikproben.

Zur Geschichte des Deutschtums im Herzen Bessarabiens erfahren wir Genaueres. Auf Grund eines Traktats vom Jahre 1812 wurden Ansiedler in die leere Steppe gerufen, die zur Zeit Napoleons und Alexanders I. dem russischen Reich unterstand. Die Ansiedler wurden in drei Bezirken untergebracht. Die aus „Polen“ (dem damaligen Osten Deutschlands und dem wirklichen Polen) Zugewanderten kamen im Bezirk Akkermann zur Ansetzung. Westlich davon bis zum Pruth und Dnjester setzte man benachbarte Moldovaner und Rumänen an; im südlichen Bezirk Ismail brachte man Kosaken, Tataren und andere russische Stämme unter. Diesen südlichen Teil, den Budschak, hatten wir gestern auf unserer Irrfahrt durchquert.

Die deutschen Kolonien tragen Namen von Schlachten oder Ereignissen aus den napoleonischen Kriegen: Beresina, Leipzig, Arcis, Borodino, Katzbach, Dennewitz, Paris, Straßburg, Teplitz; sogar ein Wittenberg ist darunter. Andere Namen sind christlich-konfessionellen Ursprungs: Gnadental, Hoffnungstal, Friedenstal. Ein Eigenfeld findet sich noch, ein Eichendorf. Natürlich ist auch Zar Alexander verewigt in Alexanderfeld und Alexandrowka.

Die Besiedlung Südbessarabiens begann 1812 und erstreckte sich durch mehrere Jahre unter der Leitung eines „Fürsorgekomitees für die ausländischen Ansiedler in Südrußland“. Den Kolonisten wurden die vollen Rechte der russischen Staatsbürger zugesagt. Darüber hinaus erhielten sie das Privileg der Glaubensfreiheit und Befreiung von jeder Art von Militärdienst und Einquartierung. Nur in Kriegszeiten wurden auch sie zu Kontributionen herangezogen. Zehn Jahre waren die Siedler von jeder Steuer befreit. Unbemitelten Siedlern wurden zehn Jahre lang aus der Staatskasse jährlich 25 Rubel Darlehen gewährt. Auf „ewige Zeiten“ erhielt jede Siedlerfamilie 60 Desjatinen Land. Außerdem wurde Bedürftigen bis zur ersten Ernte eine Beihilfe von 25 Kopeken je Tag und Person gewährt.

Im einzelnen war die Aunsiedlungstechnik bestimmt durch eine „Norm“ vom 16. März 1764: Zunächst sollte sich die neue Siedlung an alte Siedlungsplätze anschließen. War dieses Land erschöpft, so konnte auch das „freie“ Land herangezogen werden und zwar zu konfessionellen und landsmannschaftlichen Mittelpunktbildungen; ausdrücklich: um Streitereien wegen des Glaubens und der Volkszugehörigkeit zu vermeiden. Die „Warschauer Siedler“, aus dem damaligen „Polen“ (Ostdeutschland einbegriffen; kurz die „Kaschuben“ genannt) wurden am Kunduk, oder Kögalnik auf 115 548 Desjatinen in einer Fläche angesetzt. Unter diese Kaschuben haben sich im Lauf der Zeit, donauaufwärts vordringend „Schwaben“ (Süddeutsche) geschoben. Es ist zu Mischungen gekommen, die lokal den Spitznamen der „Patzker“ oder „Patschker“ tragen.

Beaufsichtigt wurden die Siedlungen von Kolonialinspektoren. Das Siedlungsstatut ist Bestandteil des russischen Gesetzbuches von 1857, Band 12, Teil 2.

Pannenfahrt zum Schwarzen Meer

9. August 1936 (Sonntag): Wir haben zusammen einen Entschluß gefaßt. Das im Werden begriffene Bad Burnas an der Schwarzmeerküste soll besucht werden. Natürlich im Auto. Wir Globetrotter wollen uns den Gastgebern gegenüber erkenntlich zeigen. Die Reise verlief dementsprechend. Unser armes Auto. Die Belastung hat um zwei Personen, die nicht nur im geistig-kulturellen Sinne gewichtig sind, zugenommen. Natürlich wird zunächst einmal vollgetankt. Dann geht es in rechter Taugenichtsstimmung in die Steppe hinaus.

Bereits am Rand der Sarataer Flur ereignet sich die erste Panne. Der Vergaser bockt. Direktor Mauch entwickelt einen unüberwindlichen Humor. Solange Schieben, bis der Schmutz durch die Röhre gebracht ist. Ein einfaches Verfahren, scheint sich in Bessarabien zu bewähren. Alles aussteigen. Wiederum schieben. Diesmal geht es bergan. Dir. Mauch zieht als erster den Rock aus. Wir alle sind von Staub wie mit Mehl bepudert. Hundert Meter schieben wir. Zweihundert Meter fahren wir. In diesem Stil legen wir immerhin etliche Kilometer zurück. Zuletzt bleibt uns nur, daß wir als Gastgeber uns bei unseren Gästen entschuldigen. Davon will Dir. Mauch nichts wissen. Die Ärmel aufgekrempt: Vergaser ausbauen, alle Leitungen müssen durchgeputzt werden. Es wird Staub hineingekommen sein. Die Überholung hat geholfen. Bei einbrechender Dunkelheit gelangen wir nach Schulzenheim. Die Besitzer, Gebrüder Schulz, sind Schüler von Dir. Mauch. Selbstherrlich verfügt er in Abwesenheit der Besitzer über deren Besitztum. Die Wirtschafterin erhält Weisungen. Ein heraufziehendes Gewitter soll hier abgewartet werden. Indes soll die Mamsell die Speisekammer plündern und eine originale, originelle bessarabische Tafel herrichten. Alles geschieht nach Anordnung.

Reinhart, mein Ältester, opfert sich. Während der Gasterei schaut er mit dem Gutschmied den Wagen auf Herz und Nieren durch. Wenn wir nach dem Abendbrot ans Meer fahren, wollen wir vor allen Pannen sicher sein und vor unseren Bordgästen Ehre einlegen.

Die russische Wirtschafterin hat ihre Künste spielen lassen. So gut und reichlich haben wir Weltenbummler lange nicht mehr gegessen; obgleich die Gastfreundschaft, der wir überall begegneten, beispielhaft ist. Ein Fortissimo der Gastlichkeit; auf Kosten der abwesenden Gastgeber.

Nun kommt der Aufbruch. Reinhart hat getan, was in seinen Kräften stand (wie wir an der Tafel das unsere taten). Wir besteigen unseren Essex Super Six. Puff. Das Biest streikt.

Dir. Mauch weiß Rat. Er läßt einen Bauernwagen anspannen. Das Auto bleibt in der Obhut des Gutsschmiedes-zurück. Er ist ein vielseitig begabter Mann. Er wird das ganze Auto auseinandernehmen und sogar die Zylinder durchputzen. Wir werden mit einem vollkommen überholten Auto weiterfahren.

Der mit prachtvollen Pferden bespannte Wagen des Schulzenhofes torkelt in die Dunkelheit der Steppe. Wir sehen kaum die Hand vor Augen. Ein entgegenkommender Wagen rempelt uns leicht an. Hallo! Hier wird nichts übel genommen.

Auch an Bord dieses Bauernwagens beherrscht das Temperament von Dir. Mauch wie auch sein Humor die Lage. Wir singen auf sein Geheiß. Dr. Dreßler stimmt einen Kanon an: Dona nobis pacem. Der Einsatz der aufeinanderfolgenden Stimmen klappt

überraschend. Der Baß des stimmungsgewaltigen Boß der Lehrerbildungsanstalt dröhnt in das Fauchen und Schniefen eines auf Sturm gehenden Windes hinein. Die Dunkelheit wird erhellt von der überschäumenden Fröhlichkeit unserer Leiterwagenbesatzung.

Wir nehmen uns nicht die Zeit, nach den Gebrüdern Schulz zu suchen, als wir in Burnas ankommen: Daß wir in Burnas sind und die Küste erreicht haben, müssen wir glauben. Zu sehen sind nur undeutliche Konturen.

Der Leiterwagen fährt bis an den Strand. Im Nu entkleiden wir uns auf der idealfachen Sandbank, jeder hinter seinem eigenen Schatten. Ein Spaß ist das. Alle Bande der Zivilisation sind gefallen. Das Schwarze Meer ist in der Tat schwarz. Tintenschwarz. Mit drei Schritten hat jeder die Flut erreicht. Bei mir verstreicht mehr Zeit. Ich muß mich von meiner Prothese befreien und ins Meer rutschen. Das Temperament von Dir. Mauch entläßt sich urhaft. Wir hören ihn schnaufen und schnauben wie ein Walroß. Aber auch wir geben uns ganz den Seligkeiten des Elementes hin, das uns so erfrischt nach den Mengen von Staub, die wir in der Dobrudscha und auf der Steppe haben schlucken müssen. Wasser! Uns überkommt der Rausch, den die Mythologien in Gestalten der Najaden und Nereiden, der Nixen und des Nöck festgehalten haben.

Viktor Mauch, Sohn von Direktor Mauch, mit
seinen Gästen in Bad Burnas



Stehend v. l. n. r.: ein Berliner, Viktor Mauch, ein Bukarester, ein Hermannstädter, ein Siebenbürger, ein Temeschburger — in Hockstellung v.l.n.r, ein Kronstädter, ein Dobrudschaner

Ganz sind wir unserem Wasserrausch hingegeben.

Darüber haben wir vergessen, an den Himmel zu schauen, Gesehen hätten wir auch dort nichts. Es war aber ein Gewitter im Anzug.

Und nun ist das Wetter über uns. Unversehens. Der Himmel öffnet Schleusen, unsere Planschbegeisterung zu erhöhen. Wir sind nun durch und durch naß. Blitze zünden. Das Wasser scheint sie zu schlucken.

Da hören wir die Stimme des Boß, dröhnender als den Donner: Alle Mann ans Ufer. Sofort anziehen!

Sofort anziehen! Aber was anziehen? Eine Sturzwelle nach der anderen ist über den Strand gerollt, hat unsere Kleider aufgenommen und sie etliche Meter weiter irgendwo

abgesetzt. Wo sind die Kleider? Wo ist meine Prothese?

Als wir die Kleider gefunden haben, stellt sich heraus, daß sie durch und durch naß sind. — Was nun???

Der Boß: Anziehen natürlich! Da wir außen so gründlich naß sind, werden wir uns jetzt von innen solange anfeuchten, bis wir wieder trocken geworden sind. Auf in Auerbachs Keller!

Auerbachs Keller am Schwarzen Meer

Es spricht für die unverwüstliche Lebenskraft des Leiters der Lehrerbildungsanstalt von Sarata, unseres Direktors Mauch, daß der Vorschlag, unsere äußere Durchnässung durch innere Erwärmung zu kompensieren, von ihm ausging. Natürlich lassen wir uns von ihm gerne führen, da wir klamm und naß sind. Die Kleider schlottern an unseren schlotternden Gliedmaßen. Hinter uns braust und gischtet das tiefdunkle Schwarze Meer.

Einen der Gebrüder Schulz von Schulzenheim haben wir aus dem Schlaf gestöbert. Er scheint diese Überraschung keinen Augenblick übel zu nehmen. Gehören solche Abenteuer zum bessarabiendeutschen, gehören sie zum donau-deutschen Lebensstil? In der Dobrudscha fanden wir die Menschen ernst und eher zu solide. Besteht ein einschneidender Gegensatz in der Haltung der Dobrudscha- und der Bessarabiendeutschen? Oder sind wir hier auf einen anderen Gegensatz gestoßen, der im Herkommen und Abkommen begründet liegt? Ist es der Gegensatz zwischen dem heiteren Süddeutschen und Schwaben gegenüber dem versonneneren, verschlosseneren Norddeutschen und Kaschuben? —

Ein paar Stufen führen in die Tiefe. Wir befinden uns im Auerbachskeller. Der Besitzer ist wiederum ein Träger des in Bessarabien häufigen Namens Schulz. Er scheint aber mit den Schulzenheimern nicht verwandt zu sein. Gute Tropfen werden in dieser Kellerschenke ausgezapft. Was wir getrunken haben, ist mir längst entfallen. Sehr lebhaft im Gedächtnis blieb mir zweierlei: daß wir tatsächlich weit nach der Polizeistunde äußerlich soweit ausgetrocknet waren, daß wir die Rückfahrt auf dem Leiterwagen nach Schulzenheim wagen konnten und dann noch, daß die rumänische Polizei sich vergeblich bemühte, den sangesgeübten und sangesberauschten Gästen die mitternächtliche Polizeistunde anzusagen. Zwei Gendarmen standen zwar am Eingang zum Schankraum. Sie waren aber ebenso wie wir dem Sängerwettstreit verfallen, der sich zwischen den einzelnen zechenden Gruppen entwickelt hatte. Eben zur Polizeistunde beherrschte eine Gruppe russischer Sänger die Stunde mit ihren unvergleichlich schwermütigen und gehaltreichen Liedern. In der Erinnerung will mir scheinen, als hätten zuletzt die Hüter der staatlichen Ordnung mitgesummt.

Nun aber zum Eigentlichen, zum Inhaber von Auerbachs Keller am Schwarzen Meer, zum Schankwirt Schulz. Wir wußten von ihm, daß er als Trompeter bei der russischen Armee bis nach Hintersibirien verschlagen wurde und eben hier auf die Musik vom Franz Schubert stieß, die ihn sofort in Bann schlug. Über schubertsche Lieder fand er zu goetheschen Gedichten und von den Gedichten zum Gedicht aller Gedichte, zu Goethes Faust, den er so intensiv in sich aufnahm, daß er weite Teile, wo nicht den ganzen Faust auswendig zu rezitieren vermochte. Wir waren darauf vorbereitet, daß der Schulzenwirt bei guter Stimmung in vorgerückter Stunde einen Tisch zu ersteigen pflegte, um von da

aus Goethes Vermächtnis am Schwarzen Meer lebendig werden zu lassen. Da hebt aus dem Nebenraum eine Gruppe Studenten an zu singen. Es sind Österreicher. Sie verstehen etwas vom Gesang. Sie plärren nicht drauflos. Gut eingesungen sind sie, Buben und Mädels. Natürlich horchen wir hin. Die österreichische Mundart ist schon Musik. Und österreichische Lieder. Was singen sie?

Indem wir hinhorchen, müssen wir aufhorchen. Das ist doch — wir trauen unseren Ohren nicht, das ist doch . . . :

In der Tat, sie singen das bessarabiendeutsche Heimatlied. Dessen Dichter und Komponist zwischen uns hier mit uns am Tische sitzt, unser Direktor Mauch. Jetzt ist auch er stutzig geworden. Was für ein Erlebnis für ihn: sein Heimatlied aus dem Munde der österreichischen Studenten hier im Auerbachkeller am Schwarzen Meer zu vernehmen, mit dieser Hingabe gesungen!

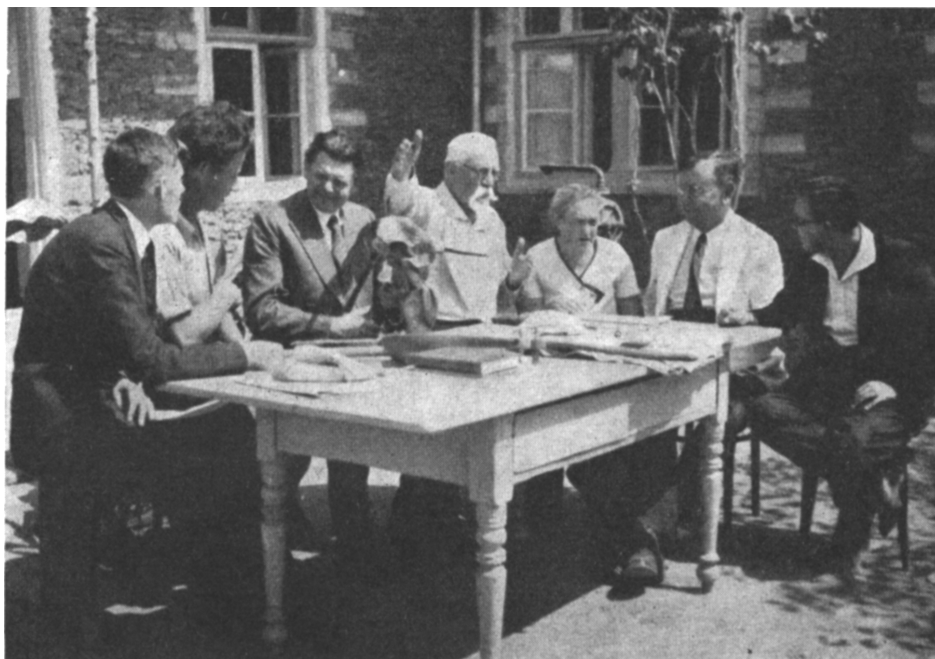
Wir sind Zeuge der Erschütterung, die den Verfasser und Komponisten Mauch erfaßt, als ihm der Sinn des Liedes der Österreicher aufgeht. Wir sind abermals Zeuge der Erschütterung, welche die Österreicher ergreift, als ihnen überbracht wird (wohl durch unseren Schulzenwirt), daß der Verfasser dieses Liedes, das sie so hingebend tief in der Nacht am Schwarzmeerstrand singen, sich unter ihnen befindet. Ein Händeschütteln und Gläserklingen. Jeder stößt mit jedem an, die Rumänen nicht ausgenommen, die Zeuge dieser Überraschung und Überrumpelung werden. Die Polizeistunde ist weit überschritten.

Innen warm und außen trocken. Direktor Mauch hat recht behalten. Es lohnt sich nicht mehr, sich aufs Ohr zu legen. Der betagte „Jüngling“ Mauch, der das Lied sang: „Luna, Du gehst baden“, akustische Fehldeutung von „Dona nobis pacem“, macht den Vorschlag, sofort unsere Leiterkutsche zu besteigen und nach Schulzenheim zu fahren. Auch für Prof. Dreßler, der bei allen unseren Taten und Schandtaten tapfer mitgehalten hat, drängt die Zeit. Sein Kolleg beginnt zu bestimmter Stunde. Wir haben noch einen weiten Weg. Und wer weiß, was für Abenteuer wir auf der Rückfahrt noch zu bestehen haben werden. Dir. Mauch starb 91jährig 1960 in Nürtingen.

Schulzenheim. Das Frühstück, welches die Speisekammer hergeben muß, diesmal mit Wissen und im Auftrag der Schulzen von Schulzenheim, ist so üppig wie das improvisierte Abendbrot vorher. Und das Auto? — — In der Tat ist das Auto vom Schmied zu Schulzenheim völlig auseinandergenommen und durchgesehen worden. Das Auto rebelliert nicht. Die Rückfahrt geht ohne Pannen ab. Auf den Glockenschlag genau trifft Prof. Dreßler zu seinem Kolleg in Sarata ein. Die Küsterlehrstunde wird ihm nicht leicht geworden sein. An dem jünglinghaften Direktor Mauch scheinen die Strapazen der Nacht abgetropft zu sein, wie das Wasser des Schwarzen Meeres. Sein Dienst geht weiter. Während wir — — —; wir müssen uns reihum ausschlafen, zu viel Eindrücke sind auf uns eingestürmt.

Nachtrag: Die Fahrt nach Burnas am Schwarzen Meer, mit ihrer abenteuerseligen Leichtigkeit steht besonders leuchtend in meiner Erinnerung auf dem dunklen Hintergrund der Ereignisse, die wenige Jahre nach meinem Besuch der deutschen Kolonien an der unteren Donau über diese Siedlungen hereinbrach. Auch Dir. Albert Mauch wurde von der Hand des Schicksals nicht verschont. Vor mir liegt sein hoffnungsfreudiges

Dir. Mauch und Prof. Dressler mit Gästen und Teilnehmern eines
Küsterlehrgangs in Sarata



Abschiedslied von Bessarabien. Ich erhielt es bei einem Besuch im Sudetenland, wohin
die Bessarabiendeutschen als Umsiedler verschlagen worden waren.

Aus der Dobrudscha und Bessarabien¹

Deutsches Leben am Schwarzen Meer: was lehrt Sarata?

10. VIII. 36 (Montag): wir haben bei Albert Schulz in Schulzenheim noch zu Mittag gegessen. Gemeinsam mit seiner Frau hat er uns die alte Glocke des Schulzenhofes gezeigt und seine Erinnerungen an dieses Stück mit auf den Weg gegeben, das gewiß als Kernstück in ein bessarabiendeutsches Museum gehört. Leider kam ich nicht dazu, seine Erzählungen gleich aufzuzeichnen.

Das Auto ist vom Gutsschmied zusammen mit meinem Sohn Reinhart durchgesehen. Um 2 Uhr brechen wir auf. In einer pannenfreien Fahrt gelangen wir in zwei Stunden bis nach Sarata. Das war eine Leistung. Dir. Mauch spricht dem Auto seine Anerkennung aus und Prof. Dreßler erreichte noch rechtzeitig seinen Küsterlehrgang. Auf der Fahrt nach Burnas verbrauchten wir 25 l Brennstoff auf 100 km. Den Rückweg konnten wir mit 12 l, also der Hälfte bestreiten. Wir sind allseitig sehr befriedigt über dieses schöne Ergebnis und auch darüber, daß das Auto, der schwere alte Fahrschulwagen Essex Super Six, nunmehr als Auto anzusprechen ist, der uns so viel Kummer bereitet hat, seit wir die Donau von der Muntenia nach der Dobrudscha überquerten.

Die Gastfreundschaft von Direktor Mauch und seiner Frau, die gegen den weißhaarigen Hünen als zart und geradezu zierlich absticht, gibt uns die Möglichkeit, uns mit dem Leben der Deutschen, so fernab der alten Heimat, eingehender zu beschäftigen.

Da ist die Küsterlehrzeit. Ein bedeutsamer Lehrgang spielt sich vor unseren Augen ab. Prof. Dreßler kommt meiner Bitte bereitwillig entgegen, alle Teilnehmer des Lehrgangs festzuhalten. Da meine Fotoausrüstung unzureichend ist (die Hauptkamera erlitt einen Defekt, ich arbeite mit der Reservekamera, erst unterwegs erreicht mich die neue Kinexakta) möchte ich den Lehrgang in die freie Luft verlegen. Sofort fassen die angehenden Küsterlehrer samt ihrem Professor an, das Harmonium auf den Schulhof zu schleppen, der zugleich auch Wirtschaftshof ist. Hühner, Enten, Gänse — ein Gegacker und Geschnatter um mein Auto herum. Da steht nun das Harmonium im Freien. Professor Dreßler setzt sich auf die Spielbank des Instruments. Das Licht ist gut. Die Kamera hat freies Schußfeld für ein halbes Dutzend Aufnahmen. Den zeitlichen Ort des Küsterlehrgangs, das Augenblickliche und Gegenwärtige, haben wir eingefangen. Nun gilt es noch, in das innere Geschehen einzudringen, Einblick in die Geschichte, die Bedeutung, das Leben und Weben der Schule zu erhalten. Wir erfahren: Die „Wernerschule“ wurde 1844 als Lehrer- und Küsterbildungsanstalt begründet. 1869 machten die Russen eine Russische Zentralschule aus ihr, ohne den eigentlichen Charakter zu ändern. 1910 wurde sie zum Lehrerseminar, als zu vier Zentralschulklassen noch 2, später 3 und 1935 gar 4 Klassen eines pädagogischen Kurses hinzukamen.

In der deutschen Volksgruppe stand die Schule zwar kulturell festbegründet, weniger aber wirtschaftlich, da die wenigsten Bauern sich den Kopf darüber zerbrachen, wie eine

¹Dieser Teil erschien im Jahrbuch 1963 ab Seite 173

Küsterlehrgang in Sarata. Am Harmonium Prof. Dreßler aus Hermannstadt



solche Schule überhaupt existieren könne. Der Schule stand ein eigenes Kapital und Mittel aus Stiftungen zur Verfügung, die teilweise in russischen Wertpapieren angelegt waren. 1860 mußte in einer Notlage die Schule sogar geschlossen werden. Das Werner-Kapital betrug 35 000 Rubel: seine Zinsen reichten nicht aus für den Schulhaushalt. Aus einem Weinpacht-Kapital wurden 1869 weitere 35 000 Rubel zugeschlagen. Aus einem Vermächtnis Contenius kamen 6 000 Rubel hinzu. Diese Mittel reichten, 1877 aus Eigenem ein neues Schulhaus und 1885 eine neue Lehrerwohnung zu erstellen. 1917, beim Abzug der Russen aus Bessarabien, ging das gesamte Schulkapital verloren, die Höhe betrug 90 100 Rubel.

Wie die Schule über diesen Verlust weggekommen ist? Sie hat immer versucht, aus eigener Kraft weiterzukommen. Zunächst wurde ein Schulgeld eingeführt, schon in russischer Zeit, um der totalen Bevormundung zu entgehen. Mit 5 Rubeln je Zögling fing die Selbstfinanzierung 1879 an, die um 1914 auf 45 Rubel gestiegen war. Die Schülerzahl wurde rückläufig; nicht allein wegen der finanziellen Anspannung der Schule. Ein Lehrer war schlechter entlohnt als ein Sommerknecht, wie Dir. Mauch sich ausdrückte. Es gehört viel Idealismus dazu, so Dir. Mauch, jahrelang die Schulbank zu drücken, um hernach sozial unter den Knechten zu stehen. Begeistert berichtet allerdings Dir. Mauch auch darüber, daß dieser Idealismus immer noch und immer wieder aufgebracht wird; zumal seit dem Großen Krieg (1. Weltkrieg) an die Stelle der russischen eine innere Orientierung nach dem Deutschen (nicht nach Deutschland) erfolgte. Erfreulich, wie deutschbewußt dieser Schulleiter ist, der in seiner ganzen Art reines Deutschtum so ideal verkörpert. Ich mußte ihn im Ausdruck seiner Persönlichkeit mit Geheimrat Prof. Sering vergleichen, in dessen Siedlungswissenschaftlichem Seminar ich 1928—32 Mitglied sein durfte; auch er eine markige, hünenhafte Gestalt, der lebte, was er lehrte. Zur Zeit unseres Besuches war Dir. Mauch mit einem Finanzierungsplan beschäftigt, der die Existenzfrage der Schule

endgültig lösen sollte; natürlich handelte es sich um die Idee einer vollen Selbstfinanzierung: von den 16 000 deutschstämmigen Familien sollte jede 30 Lei aufbringen; damit wären 480 000 Lei aufgekommen. Bei scharfer Kalkulation hätten 400 000 Lei als Unterstützung bereits ausgereicht, die Schule zu erhalten und den Lehrern im Lande Gehaltsaufbesserung zukommen und Zöglingen auch Stipendien gewähren zu können.

In einer Denkschrift „Zur Rettung der Schule“ hat Dir. Mauch später seine Gedanken niedergelegt. Der Zweite Weltkrieg ist dann aber über das Schicksal der Deutschen am Donaudelta wie über das der übrigen auslandsdeutschen Siedlungen weggerollt. Wir konnten im Jahr 1936 nicht ahnen, daß die Katastrophe des Krieges 1939 so dicht bevorstand und daß wir Zeugen wurden eines Lebenskampfes, der durch Jahrzehnte so heroisch geführt war. Mit unserer Kamera konnten wir manche Tatsachen und Urkunden einfangen. Hätten wir geahnt, welche Vernichtung dieser ganzen Welt drohte, wir wären mit noch größerer Leidenschaft unserer Arbeit nachgegangen; der Arbeit auch unter den Volksdeutschen. Unser eigentliches Ziel war aber völkerkundliche Feldforschung. Gehörte aber nicht bereits 1936 auch das Deutschtum an der Donau mehr der völker- als der volkskundlichen Forschung an? Wie lebt ein solch zahlenstarker und doch wieder schwacher Volksteil, diese Gruppe von Deutschstämmigen, in der Umwelt, die so viele andere Volkssplitter beherbergt? Da sind die Ruthenen, daneben die Russen vom Schlag der Lipowaner, da sind die Moldowaner, d. h. die Rumänen zu beiden Seiten des Pruth, der die Grenze nach Westen abgibt. Da sind die Bulgaren aus dem Süden des Landes und nicht zu vergessen die Juden. Da sind Gagauzen, die wir gesondert besuchen wollen. Reste von Tscherkessen und Tataren sind auf den Dörfern anzutreffen und schließlich in den Küstenstädten die Armenier und Griechen und über das Land hin die fahrenden Zigeuner, sich ihres Stammestums wohl ebenso bewußt wie die übrigen Volkssplitter.

Das Leben der Deutschen an der unteren Donau ist viel stärker volksbewußt als das der Deutschen im Mutterland. Was den damaligen „Reichsdeutschen“ so selbstverständlich, die eigene angestammte Art, muß in der andersartigen Umwelt behauptet, womöglich verteidigt werden. Das Selbstverständliche wird ins Bewußtsein gehoben. Die Sprache, das Lied, das Erzählgut an Winterabenden oder beim Maiskolbenbrechen, ist verbindendes und tragendes Element. Die Gruppe ist ausgeliefert und damit auf sich selbst und die eigene Tatkraft zurückgeworfen. Dem Deutschtum in Bessarabien ist es hier in Sarata, in einem seiner kulturellen Mittelpunkte, anzumerken. Man bemerkt es aber auch draußen auf den Dörfern, wenn man zu Gast bei Bauern oder Handwerkern ist. Zu den Nachbarn, Splittern aus anderen Völkern, die wie die Deutschen hierherschlagen sind, bestehen gute Beziehungen. Eine Verschmelzung ist für alle diese Volksgruppen kaum denkbar, weder untereinander noch mit dem jeweiligen Staatsvolk; weder also mit den Russen bis 1917 noch mit den Rumänen ab 1917. Der russische Zar hat die Vorfahren dieser Kolonisten einmal mit schönen Versprechungen ins Land gerufen. Sie sollten frei sein vom Kriegsdienst und von Abgaben. Im Lauf der Zeit hat die russische Regierung ein Privileg nach dem andern abgebaut. Der einst geschenkte Boden mußte später bezahlt werden. Der russische Staat sah eine Tilgungszeit von 10 Jahren vor. Die innerlich empörten Bauern setzten ihren Ehrgeiz darein, diese Hypothek so schnell wie möglich vom Hals

zu bekommen; sie erlegten die Kaufsumme in einer Rate. Dabei half ein Hof dem andern bei der Aufbringung!

Das Land war ursprünglich jeweils einer Dorfgemeinschaft zugeteilt. Das Ackerland wurde vom Gemeindeschulzen und dem Gemeinderat unterverteilt; es haftete aber gemeinschaftlich für die Staatsabgaben. Dagegen war das den Höfen zugeteilte Weideland dorfnahe in einer Koppel gelegen. Es wurde vom Dorfhirten gemeinsam behütet. Der Wohlstand wurde nicht nach der Fläche, sondern nach den ausgetriebenen Kopf Rindern festgestellt. Bis dann die große Aufteilung kam. Bis dahin war die Gemeinde der Besitzer, der Bauer nur Nutznießer. 1910 wandelte die Stolypinsche Agrarreform das Gemeindeeigentum in Privatbesitz um.

In den ersten Jahrzehnten der Kolonisation, von 1814 — 1830 wurden jeder Hofstelle 60 Desjatinen (= 63 ha) zugeteilt, ab 1830 nur noch 50 Desjatinen. Bei dem Brauch, das dorfnahe Land für Weide zu reservieren, waren die Wege zu den Ackerländereien oft 10 km weit. Je mehr sich der Ackerbau durchsetzte, desto mehr ging man der Weide und dem Wald zu Leibe.

Nach Ausbruch des 1. Weltkrieges droht eine volle Enteignung der Bessarabiendeutschen, die geheimer Sympathien für Deutschland verdächtigt wurden. Für die ganze Volksgruppe stand die Vernichtung bevor. Am 15. 12. 1915 wurde die Zwangsenteignung für einen 200 km breiten Grenzstreifen dekretiert. Es kam nicht zur Ausführung des Dekrets, da die russische Revolution dies verhinderte. Es kamen an die Stelle der Russen die Rumänen als Staatsvolk.

Als im 2. Weltkrieg Bessarabien den Besitzer wechselte gelangte die deutsche Volksgruppe abermals unter russische Herrschaft, diesmal eines politisch völlig anderen Systems. Danach erfolgte die Umsiedlung der Volksgruppe vollzählig ins Deutsche Reich; einen anderen Ausweg gab es für sie nicht.

Das Heimatmuseum: Schatztruhe der Vergangenheit

Auf allen Forschungsfahrten durch den Balkan haben wir immer wieder Museen besucht, mit besonderem Interesse sogar die kleinen von ganz lokalem Charakter. Verstaubte Welt? Wer so denkt, weiß nicht, welchen Sinn die Sammlungen haben, die hinter Vitrinen und in Magazinen gehütet werden. In ihnen findet sich, was vom Zeitenstrom ans Ufer gespült worden ist, die abgefallenen Blätter der Geschichte. Wer zu sehen und zu lesen versteht, ist den stummen Zeugen der Vergangenheit dankbar, daß sie uns Nachfahren Gelegenheit geben, in die Welt der Vorfahren einzudringen; wir selbst gewinnen an Gehalt und Grundlage, wenn wir uns in die Kette einfügen, die uns mit den Vorfahren verbindet.

In allen volksdeutschen (auch andersvölkischen) Kolonien ist das Gedenken an die Vorfahren lebendig. Der Mensch erlebt hier die Gliedhaftigkeit seines Seins. Der Kampf der Eltern und Voreltern geht auf ihn über. Er verteidigt ein Gemeinsames, das Erbe, das den städtischen Zivilisationen so selbstverständlich geworden ist, daß sie sich seiner gläuben schämen zu müssen.

Der Kustos des kleinen Museums öffnet uns seine Truhe. Was kommt zum Vorschein? Da sind die frühen Urkunden aus der Gründungszeit mit großartigen schnörkelreichen Initialen „Wir Ältermänner ...“ aus der Petersburger Kanzlei, in gotischen

Majuskeln geschrieben und gedruckt. Da finden sich „Heimatscheine“ als Personalausweise. Die Dreschflögel zeugen von der vielen winterlichen Handarbeit, die geleistet werden mußte, Garnhaspeln und Kerzengießformen davon, wie weitgehend die Dinge des täglichen Bedarfs selbst erzeugt wurden. Ein Taufschein ist mit lachenden Farben und viel Liebe ausgemalt, ähnlich solchen, die wir in der Batschka gefunden haben. Es ist nicht viel, was das Museum bis heute birgt. Die Kolonisten konnten keine großen Besitztümer mit sich führen als sie einwanderten, um so wertvoller sind die wenigen Gegenstände, die aus der „Alten Heimat“ überbracht worden sind. Wir haben es in allen deutschen Siedlunginseln im Donaauraum immer wieder erlebt.

Uns fällt auf, daß ein Gegenstand in vielerlei Abwandlungen immer wiederkehrt, das sind die Fallen. Da sind Fallen für Mäuse, Fallen für Ratten, vor allem Fallen für Zieselmäuse (Erdhasen). Da die Fallen so häufig sind und in solcher Vielzahl vorkommen, schließen wir, daß der Kampf mit den Nagern auf der Steppe recht hart und unerbittlich sein muß. Wir sind immer wieder diesen Pfeifmäusen am Wege begegnet. Sie bekundeten, daß die Steppe ihr Herrschaftsbereich ist und sie den Menschen als Eindringling betrachten. Hier stoßen wir auf die Zeugen eines Kampfes, der darauf zurückzuführen ist, daß die reine Getreidewirtschaft eine Art Raubbau darstellt und zur Störung des Gleichgewichts in der Natur geführt hat. Wir wurden von Dr. Rettich, dem Naturhüter der Dobrudscha bereits darauf aufmerksam gemacht. Wo die Beutegreifer, die sogenannten Raubtiere völlig vernichtet werden, stellen sich die Friedschädlinge, vor allem die Nager ein.

Einmal auf die Bedeutung der Fallen für die Steppe aufmerksam gemacht, ist uns dieses Thema nicht mehr aus dem Blick gekommen. Wohin wir kamen, in jedem Dorf fragten wir zunächst einmal nach Fallen an. Viele der Fallen sind dann in unsere Obhut übergegangen, damit wir sie dem Museum in Berlin übermitteln konnten. Und hier hat sich ihrer ein schwedischer Fallenspezialist angenommen und eine umfangreiche Arbeit darüber geschrieben. Wir selbst mußten uns darauf beschränken, alle irgendwie erreichbaren Fallensysteme zu erlangen.

Zieselmäuse oder Erdhasen und Mausefallen

Die Kleinnager sind ebenso possierliche wie intelligente Geschöpfe, die sich in die Nähe des Menschen gezogen fühlen und verstehen, sich an seinen Vorräten zu beteiligen und ihn für sich mitwerkeln zu lassen. Die Zieselmaus ist wohl einer der possierlichsten. Sie bevölkern die Steppe zu Millionen; auch die Steppen der Dobrudscha und noch mehr die bessarabischen, die weit mehr den Charakter der Steppe zeigen, als das immerhin reichlich waldbestandene südliche Ufer der Donau. Wir staunen über die Findigkeit der Fangmethoden, die sich in den mancherlei Fallensystemen niedergeschlagen hat. Aus der Dobrudscha ließen wir eine Sendung nach Berlin gehen, über Konstanz, die überwiegend Ackerbaugeräte der Steindreschkultur enthielten. Daneben kommen Tongefäße und Kannen, Dreifüße und anderes Herdgerät vor. Ochsenjoch, Dudelsack, Sielengeschirr, Brotstempel, Spinnstöcke, Bienenkorb und Kunkel, Spazierstöcke und Schilfmatten bis zu Schilfpantoffeln vervollständigen das Inventar. Keine Falle findet sich darunter. In Bessarabien treten die Gegenstände der materiellen Volkskultur zurück, da sie wenig originell sind; es handelt sich um einen Kulturstand, wie wir ihn auch an der mittleren Donau

antrafen. Neu sind für uns aber die Fallen. Aus Arzis stammen die ersten Fischreusen, die wir fanden (Sammelnummer 1055 und 1060); aus Brienne: Steinsägen und folgende Mause- und Zieselfallen: Haken zum Zieselfang (1067), Zieselfalle mit hölzernem Bogen (1068); mit Drahtfeder (1069), mit zwei Schlingen (1070). Die Drahtfederfalle ist aus einem Klotz geschnitzt. Die Schlingenfalle ist als Kasten gezimmert. Teplitz hat beige-steuert: eine Eisenbogenfalle (1071), eine Sägebogenfalle (1072), eine Drahtschlingen-falle (1073), eine Sägeblattfalle mit Fähnchen (1074) und endlich eine Mausefalle mit zwei Löchern (1075). Krasna steuerte eine Zieselfalle mit Spiralfeder bei (1076). Eine Iltisfalle (1083) stammt aus Teplitz. Ein Senknetz (1087) aus Krasna. In Kulm erwarben wir eine Mausefalle mit Klappbrett (1144 und 1145), eine Rattenfalle (1147), eine Erdhasenfalle mit Bügel (1158) und eine ebensolche aus einem Klotz geschnitzt (1159).

So vielerlei Fallensysteme lassen erkennen, daß der Kampf gegen die Nager tagein, tagaus, jahrein, jahraus geführt worden ist. Ihn zu verstehen, müssen wir uns das Leben des Erdhasen kurz vor Augen führen. Der Ziesel, die Zieselmaus, der Zieselhase, Erd- und Sandhase (die Bezeichnungen waren in den Dörfern nicht einheitlich) ist als zugehörig zur Familie der Hörnchen ein naher Verwandter des Eichhörnchens und des Murmeltiers. Aus Innerrussland eingedrungen hat es Wien und Schlesien erreicht, nicht aber den Pruth überschritten. In Bessarabien fanden wir es so häufig, weil ihm weitab vom Hof auch mit Fallen nicht beizukommen war. Dunkel, schlank und wendig wie ein Wiesel, führt es das unterirdisch-erdnahe Leben eines Kaninchens. Sein Kopf ist auffällig groß. Die großen Augen zeigen lebhaftes Temperament. Eine perlartige Scheckung kennzeichnet den Perlziesel, dem wir in Bessarabien am häufigsten begegnet sind. In der Dobrudscha dagegen kommt nur der Ziesel (*Citellus Citellus* L.¹) vor. Der Ziesel ist ein ausgesprochenes Tagtier, auf der Steppe weithin sichtbar. Seine Schlaueit erlaubt ihm, die Gefahr dicht herankommen zu lassen, um im letzten Moment zu verschwinden.

Der Ziesel setzt nach dem 15. April den ersten Wurf, Anfang Juli den zweiten mit jeweils 6 bis 8, höchstens 10 Jungen.

Die Ansiedler aus Deutschland haben sich nur sehr schwer entschließen können, den Ziesel zu töten. Erst als die Plage zu groß wurde, gingen sie dazu über, ihn zu ersäufen (die allgemeine Methode), auszugraben und schließlich mit Fallen zu fangen. Der Ziesel gräbt senkrechte und schrägführende Wohnbaue und außerdem Zufluchtröhren, in die er beliebig verschwinden kann. In diesen Unterschlupflöchern verbrachten sie auch die heißen Tagesstunden. Ihre eigentliche Zeit war der Morgen und die Abenddämmerung.

In Dorfchroniken erscheinen immer wieder Zieseljahre. Für Krasna 1822, 1823, 1824 und 1848. Gnadental berichtet von Zieseljahren für 1892, 1893, 1924 und 1925. Der gute Fellpreis 1925 reizte dazu, Jagden mit gutem Erfolg zu unternehmen und die Plage einzudämmen.

Ihr Hauptquartier schlugen die Ziesel auf der Weide auf, deren Boden nicht bewegt wurde (ähnlich den Wühlmäusen) und drangen von hier in die Äcker ein, wo sie die keimende Saat in weidenahen Stücken völlig ausheben konnten. Hafer und Roggen waren nicht so begehrt wie junger Mais, junge Gerste und junger Weizen. Als Feinde des Ziesel

¹Europäischer Ziesel

werden genannt: alle Raubvögel und vierbeinigen Mäusefänger, aber auch Schlangen, Trappen und Störche, wie auch Rabenvögel.

Die Perlenschnur der Dörfer

In der Dobrudscha fanden wir die deutschen Dörfer vereinzelt eingestreut unter andersstämmige Siedlungen. Wir glaubten in Bessarabien auf ähnliche Verhältnisse zu stoßen; daher waren wir überrascht, mitten in der Steppe nicht nur auf mehrere große Dörfer mit fast ausschließlich deutscher Bevölkerung zu stoßen, sondern daneben auf eine Vielzahl kleiner und kleinster Ansiedlungen, den „Tochtersiedlungen“. Uns erging es so, wie dem Sterngucker, der zunächst nur die Sterne erster Größe bemerkt, wenn er in den Himmel schaut. Bald tauchen aber auch die schwächeren Sterne auf. Schließlich ist der Himmel mit Sternen übersät. Wir hatten Mühe, nicht dem Eindruck zu verfallen, ganz Bessarabien sei mit deutschen Kolonistendörfern überzogen.

Wir haben von den vielen einige Ortschaften besuchen können, manch andere durchquert. In wenigen sind wir für mehrere Tage zu Gast gewesen.

Ein Teil der Ortschaften trägt rein deutsche Namen; darunter zahlreiche solche von Schlachten der Napoleonkriege. Da sind ein Bergdorf neben Blumental, ein Ebenfeld, Eichendorf und Eigenheim, ein Freudenfeld neben Friedens- und Gnadental und Gnadenfeld, Friedrichsdorf und Fürstenfeld, Hirtenheim und Katzbach, Korntal und Kulm, Mannsburg, Marienfeld, Neufall, Mathildendorf und Nußtal, Peterstal und Rohrbach, Schulzenheim, Rosental und Rosenfeld. Die Phantasie und das Wortbildungsvermögen der Kolonisten sind reichlich angestrengt worden. An Schlachten und die Napoleonszeit erinnern: Alexanderfeld, Arzis, Beresina, Brienne, Dennewitz, Leipzig, Kulm, Borodino, Paris, Tarutino, Teplitz, Wittenberg.

Der landschaftliche Rückhalt der Siedlungen, die Schnur, an der die Orte aufgezogen sind, ist das Tal des Kogälnik, die Hauptwasserader der Steppe zwischen dem Dnjestr und dem Pruth. Verweilen wir für einen Augenblick bei der Landschaftsgestalt. Vom Norden, mit einem Angelpunkt östlich Czernowitz, fächert die Landschaft südöstlich auf, sich gegen die Donau hin verbreiternd. Wie ein Blattgädder ziehen kleine und kleinste Rinnsale der Donau zu, fast parallel zu den großen Strömen im Osten und Westen. Diese wiederum folgen mit ihrem Lauf in südöstlicher Hauptrichtung der Abdachung des Moldauplateaus. Die Erosion hat das ihrige getan. In der Steppenlandschaft, dem Bugeac, liegen die Kolonistendörfer am Kogälnik sowie in seinen Seitentälern.

Am Kogälnik

Der Hauptfluß¹ des bessarabischen Inneren ist nicht nur verkehrsgeographisch die Hauptader des Lebens und Bindeglied der deutschen Kolonien; er hat nachhaltigen Einfluß auf ihr Schicksal gehabt und vor nicht gar so langer Zeit zahlreiche deutsche Dörfer mit schwerem Unglück überzogen. Das liegt jetzt (1936) neun Jahre zurück.

In diesen Augusttagen traut man dem kleinen Flübchen seine Untaten nicht zu. In

¹Der Ukrainische Name heute ist Когильник. Deutsch schreibt man Kogelnik. Der Kogelnik hat eine Länge von 243 km davon innerhalb der Ukraine 120 km, sein Einzugsgebiet beträgt 3 910 km²

der Erinnerung steigen mir wieder die geradezu „ewigen“ Bilder auf, die Bilder des Dorflebens an den Flußufern. Wir haben sie in der Batschka eingefangen, wo die Bauern mit Kind und Kegel, mit Pferd und Wagen im Fluß badeten, diesmal in der Donau. Wir trafen auf der Höhe von Teplitz wieder auf diese geradezu paradiesischen Szenen. Die Kamera hat einige davon festgehalten. Die besten Szenen leider unscharf. Durch die Lupe erkenne ich aber wieder jede Einzelheit. Da ist das ausgebuchtete Flußufer, leicht abfallend von der flachen Höhe. So weit das Auge von der sonnenüberfluteten Brücke streift: nichts als Badeszenen. Linker Hand auf der Uferhöhe ist ein Gehöft zu erkennen. Davor rücken Burschen heran, Pferde am Halfter führend. In etwa 200 Meter Entfernung ist ein Bauernwagen bis zu den Radnaben ins Wasser hineingefahren worden. Die zugehörigen Pferde stehen bis fast an den Bauch im Wasser. Knaben spielen an der Uferkante ausgelassen und planschend. Wie ich erkennen kann, sind alle mit dem gleichen Kleid bedeckt, nämlich: mit des Königs neuen Kleidern. Sie planschen unschuldig im Adamskostüm.

Auch dieser langaufgeschossene Bursch von siebzehn Jahren, der sein Pferd soeben unterhalb der Brücke in die Schwemme reitet, ist unbekleidet und herrlich gewachsen. Ein etwas jüngerer Bursch führt ebenso ungeniert das Pferd am Halfter ins Wasser. Eine Szene, die ein griechischer Bildhauer wohl des Meißels für würdig befunden hätte, spielt sich in der Flußmitte ab, das Pferd steht uns zugekehrt. Der Bursch auf seinem Rücken scheint mit ihm verwachsen, ein anderer ist beschäftigt, die Flanken des Pferdes durch Bespritzen zu säubern. Drüben streben Roß und Reiter nach wohltuendem erfrischendem Bad wieder dem Ufer zu.

Szenen der Unschuld und Naturverbundenheit. Erlebt im Hochsommer 1936.

Was aber berichten die Anwohner des Fließchens von jener Katastrophe des 2. September 1927?

Oberhalb Leipzig, bei Kurudschika sind in der Mittagszeit tropische, wolkenbruchartige Regen und Gewitter niedergegangen, die ungeheure Wassermassen ausschütteten. Über Meterhöhe, wird von den Betroffenen berichtet. Aus dem Kogálnik und dem vor Leipzig einmündenden Schinoasa¹ drängen die Wassermassen heran, über alles weg, was sich in den Weg stellt. Sie spülen die Strohschober weg, reißen Brücken fort, weichen die Lehmwände auf und lassen ganze Gehöfte zusammensinken. Die Flutwelle erreicht um 1 Uhr mittags Leipzig, am anderen Tag erst Beresina, gegen Abend Krasna, nachmittags Teplitz. In Leipzig stieg die Flut auf zwei Meter Höhe an. Das ganze Tal war in einen See verwandelt. Die Bewohner flüchteten auf Dachböden und Erhebungen. Das Geflügel trieb mit den Strohdienen ab. Man sah gedeckte Tische in der Flut treiben; auf einem Tisch einen Hund stehend. Vieh ging mit in die Strudel. Menschen kamen ums Leben. Erst gegen Abend atmeten die Bedrängten auf, als festgestellt werden konnte, daß die Flut zu fallen begann.

Die Verluste der betroffenen Ortschaften waren unterschiedlich groß. Leipzig verzeichnet: 18 Tote, darunter 9 in höherem Alter, 1 Mädchen von 17 Jahren und 8 Kinder; ein Jude war darunter, der auf dem Ortsfriedhof im Massengrab nicht beigesetzt werden

¹Ukrainisch Скиноса, rumänisch Schinoasa, hat eine Länge von 53 km und eine Einzugsgebiet von 343 km².

sollte. 213 Wohnungen waren vom Wasser zerstört, 114 Bienenstöcke wurden weggeschwemmt, 6 Imkern zugehörig. 47 Kühe, 276 Schafe, 63 Pferde waren ertrunken, dazu 56 Schweine und rund 9000 Hühner und Puten wie auch Perlhühner. Auch nach Abzug der Flut ist noch Vieh eingegangen, das sich im Wasser erkältet hatte. 7 600 Zentner Getreide waren vernichtet. Der Sachverlust wurde grob auf 17 Millionen Lei geschätzt.

Das 23 km entfernte Krasna wurde kurz vor Mitiernacht von der Flutwelle erreicht. Menschenverluste waren nicht zu beklagen, außer einem bulgarischen Schäfer, der anschließend an Lungenentzündung erkrankte. Nur die niedrig gelegenen Ortsteile waren in Mitleidenschaft gezogen. Krasna schätzt seine Verluste auf 475 000 Lei.

Paris, 7 km unterhalb Krasna gelegen, ist durch den Schutz seines Bahndammes der Katastrophe entgangen. Dagegen wurde Alt-Elft um so schwerer betroffen, da der Kogälnik sich dicht am Ort hinzieht. An die hundert Höfe waren unter Wasser gesetzt. Zerstört wurden allerdings nur noch 3 Gebäude.

In den unteren Gemeinden wurde das Treibgut aus den oberen Gemeinden angespült oder aufgefischt, auch manches Vieh gerettet. Sofort setzte eine Hilfsaktion der nicht betroffenen Gemeinden und Höfe für die Betroffenen ein; ein Beispiel für die Zusammengehörigkeit nicht nur innerhalb der deutschen Volksgruppe. In einem anderen Fall half ein deutscher Ortsteil einem slawischen zu einer eigenen orthodoxen Kirche durch Beisteuerung.

Dem Einen sin Uhl is dem Andern sin Nachtigall — verkündet ein niedersächsisches Sprichwort. So auch hier. Gnadental wurde überschwemmt und überschüttet von Schlammwogen. Es ging daran nicht unter. Anstelle eines Verlustes stellte sich 1928 eine unwahrscheinlich gute Ernte mit 130 Ztr/ha Gerste ein; eine Fruchtbarkeit, wie sie so nur der Nil beschert. Noch jahrelang ist die Grenze zwischen dem Flutland und dem Steppenland zu erkennen gewesen am Ertrag.

Brienne-Arzis: die Schwesterdörfer

11. 8. 36 (Dienstag). Über Gnadental haben wir Arzis erreicht. 34 km Autofahrt liegen hinter uns. Unser Auto ist mit Mehl bestäubt. Der Nachtwächter Stange ist wohl der erste, der uns Auskunft erteilt. In der Dobrudscha stießen wir auf seltsame Nachrichten, von einem Überfall auf den Ort. Wir hoffen Genaueres zu erfahren.

Darf man Arzis noch Dorf nennen?

Vor einigen Tagen müssen hier wieder erhebliche Wassermengen niedergegangen sein. Die „Dorfstraße“ gleicht einer Pfützenlandschaft, Masuren im Kleinen. Dabei ist heute Markttag. Kaufladen reiht sich an Kaufladen; Miniaturwarenhäuser, nicht im westeuropäischen Stil der Tietz und Karstadt, hypermodern. Diese Kaufladenstraße macht eher einen fernöstlichen, einen sibirischen Eindruck. Sie hat auch etwas amerikanisches. Allzu schnell aufgewachsene Verkaufsstände, fast noch Holzhütten. Da wird das feilgeboten, was im Leben der Bauern eine Rolle spielen kann. Viel ist es nicht. Diese Kaufläden sind nicht so reich ausgestattet wie die heimischen. Es gibt hier Blechplatten, Drahtrollen, Nägel, Werkzeug aller Art, Fischreusen, Obst, Gemüse, Saatgut, Düngemittel, Ackergeräte.

Die Kaufszenerie spiegelt sich in den großen Pfützen. Die Kauflustigen bemühen sich, dem Schlamm auszuweichen. Hier wird gefeilscht, dort wird ein Kaufakt mit Handschlag besiegelt. Es gibt einige recht ansehnliche Häuser von städtischer Solidität, die Apotheke, die Schule etwa. Über ihre Dächer schaut der Turm der Kirche mit stumpfer Spitze. Ein Kesselflicker, sein Blechöfchen vor dem Bauch, zieht vorbei; im Hintergrund fressen die Pferde aus dem Kastenwagen ihr Futter. Den Topfmarkt wollen wir uns etwas näher ansehen, in der Hoffnung, einiges für unser Museum erwerben zu können. Die großen, wohl zehn Liter fassenden Tontöpfe, stehen an der Erde. Offenbar halten mehrere Töpfer Ware feil, die nicht gleich ist. Da sind weitbauchige Töpfe, etwas hochgezogen, birnförmig mit flachen Nacken. Andere nähern sich mehr der Kugelform. Der Kragen und Hals der Töpfe ist grobhin mit Farbe belegt, die an den Flanken des Topfes ihre Tropfenbahnen gezogen hat. Der Markt bekundet, daß die Höfe durchaus nicht mehr in allem Handwerklichen Selbstversorger sind, sondern schon eine Arbeitsteilung stattgefunden hat. Leider konnten wir nicht alle Stände und alle Läden besichtigen; unsere Zeit ist knapp geworden. Die Aufenthaltsgenehmigung für Rumänien droht abzulaufen. Wir haben noch in den Karpaten zu tun und müssen sehen, so schnell wie möglich Bessarabien zu durchqueren.

Zur Nacht sind wir Gast bei den Eltern eines jungen Mannes, der uns kaum Glaubhaftes über die gerüchtweise vernommenen Vorkommnisse berichtet, die stark politisch gefärbt sind. Wir können hier nur andeutend darauf eingehen. Seine Braut, die wir als stilles und verlässliches Mädchen in ihrem Hause kennenlernen, ist durch einige Intellektuelle des Ortes geworben worden für politische Dienste und nach allen Regeln der Kunst und mit allen Mitteln der Dämonie, einschließlich Hypnose, zur Spionin ausgebildet worden. Untergrundarbeit bestimmter, nach Rußland neigender Kreise, hat zu bedenklichen Vorkommnissen geführt. Die Braut, zwischen Bräutigam und Elternhaus und einer zweifelhaften politischen Karriere stehend, fühlt sich bedroht, beschattet, und nachgestellt. Ihre Eltern, durchaus ruhige Menschen, wollen vergiftete Melonen vor dem Haus gefunden haben. Es ist nicht unsere Sache, in diese Undurchsichtigkeiten tiefer einzudringen. Beiläufig und am Wege erhalten wir Einblick in ein politisches Geschehen, das es in den Kolonistendörfern noch nicht gegeben hat und das die kommende Bedrohung andeutet.

Für unsere volks- und völkerkundlichen Zwecke ausgiebiger ist die Ausbeute in dem durch eine Brücke mit Arzis verbundenen Brienne, in dem wir uns zwei Tage und eine Nacht, vom 12. auf den 13. 8. (Mittwoch und Donnerstag) aufhalten. Der Reihe nach lernen wir eine Reihe ansehnlicher Bürger kennen, fast alle dem Handwerkerstand angehörend: den Schmied Johann Schmidtke, den Stellmacher und Wagenbauer Gustav Opp mit seinem ausgedehnten Zimmerplatz. Jakob Kolb ist zugleich Bauer und Maurer. Jakob Buchfink ist Schmied und Lackierer; er legt die Reifen um die Wagen, die Meister Opp baut. Der Schlosser August Hock bietet uns zartfleischige Harbusen-Wassermelonen zur Erfrischung an. Der alte Buchfink schleppt seine Schwarzwälder Kuckucksuhr heraus, sie als Prachtstück seiner Einrichtung vorweisend. Er ist auch sonst behilflich beim Sammeln von Zieselfallen und Haspeln. Als besonders fortschrittlicher Gärtner oder Bauer zieht er Rizinus, den Wunderbaum, heran und zwar zur Gewinnung des feinsten Öls von technisch großer Bedeutung. Die „Bäume“ wachsen ihm buchstäblich in den Himmel weit

über das Dach hinüber.

In Brienne haben wir den Hund eines Inspektors überfahren; gottlob hat diese Panne zu keinen Verwicklungen geführt, die im Ausland allemal unangenehm sind.

Wer von Arzis auf Briennezufahrt, sieht das Dorf unter dichtem Gartengrün um seine Kirche geschart in einer Senke liegen. Hier müssen doch auch Bauern wohnen. In der Tat. Wir gewinnen die Freundschaft einer Bauernfamilie und zwar über meine Tochter und deren Pferdeliebe. Die Bitte meiner Tochter, einmal auf dem schweren, nicht überschweren, Pferd reiten zu dürfen, wird bewilligt. So lernen wir den Hof kennen, der im Gegensatz zu anderen Gehöften, nicht aus Lehm gemauert, sondern aus Kalkstein gefügt ist. Der Stein ist gesägt mit der Steinsäge. Das Verfahren weckt unser lebhaftes Interesse. Wir besuchen den „Steinbruch“ dicht vor dem Ort. In der Tat steht hier ein weicher Kalkstein an, der mit der Säge beliebig geschnitten werden kann. Nicht weit davor, bewirbt uns ein Imkerbauer in seiner schattigen Laube.

Die Steinsäge können wir fürs Museum erwerben.

Von großem Interesse ist für uns die Verbindung von Handwerk und Landwirtschaft, alles von einer gewissen Großzügigkeit. Der Bauer Martsch drischt sein Getreide auf dem Harman wie die Tataren in der Dobrudscha. Aber auf seiner Tenne laufen vier Paar Pferde vor der steinernen Dreschwalze. Mir kommt, wie ich diese gekerbten Dreschsteine sehe, der Gedanke, daß sie aus dem im Donaumündungsgebiet anstehenden weichen Kalkstein geschnitten sein werden.

Die Gebäude des Hofes, alle aus Stein gefügt, sind nicht, wie beim Mehrseithof zusammengefaßt, sondern hintereinander gruppiert. Zwischen einem Gehöft und dem andern ist ein freier Raum, der als Hof angesprochen werden kann. In unserem Fall ragt in der Mitte des Hofes das aus rohen Rundstämmen gefügte Gerüst einer Brunnenwinde auf. Der Brunnen ist gemauert und offen.

Zuguterletzt werden wir mit einer weiteren Eigenart des Ortes vertraut. Hier haben sich Deutsche aus dem Südwesten der alten Heimat, Schwaben mit solchen aus dem Nordosten zusammengefunden und zwar Schwaben und Preußen, hier Kaschuben geheißen. Schwaben- und Kaschubenfamilien haben untereinander geheiratet. Das Ergebnis dieser innerdeutschen Mischung heißt man hier „Patschker“; wir erfahren nicht, ob in der Bezeichnung ein Werturteil stecken soll.

Den stärksten Eindruck hat uns das Handwerk des Ortes vermittelt. Hier werden Putzmühlen (Getreidefegen, durch Schwengelrad betrieben) hergestellt, die bis nach Sibirien ihren Weg gemacht haben. Und ebenso weit, wenn nicht noch weiter, sind die von den Brienner Meistern erstellten Leiterwagen gedrunen. Auf dem Werkplatz von Meister Opp erhalten wir einen lebhaften Eindruck vom geradezu fabrikatorischen Umfang seiner Tätigkeit. In Stapeln lagert das Holz zum Trocknen. Hier werden Räder zusammengefügt; der Schmied zieht die eisernen Reifen darum. Dort werden die fertigen Radpaare, auf Achsen montiert, abgestellt. Meister und Gesellen und Lehrlinge sind eifrig bei der Arbeit. Sie lassen sich nicht stören.

Wir zählen flüchtig an die zehn fertige Radpaare, teilweise mit Deichselschemel. Im Hintergrund sind Dutzende Einzelräder gegeneinander gestellt. Der ganze Hof ist mit halb- oder dreiviertelfertigen Rädern besäumt; ein stattlicher Vorrat.

Das war der Hof einer einzigen Stellmacherei, deren es etwa vierzig gab. Daneben schafften 35 Schmiede. Obgleich der Teplitzer Wagenbau wegen seiner Solidität weit berühmt war, brachen über das Handwerk immer wieder Krisen herein, da es in seiner Entwicklung vom Ausfall der Ernten abhängig war. Das Jahr 1935 brachte eine schlechte Ernte. Das Jahr 1936 zeigte für das Handwerk eine Depression, der man auf mancherlei Weise beizukommen versuchte: Aufnahme neuer Wagentypen in die Fertigung, Schaffung von Handwerkerkassen, genossenschaftliche Organisation. Das Eisen zu den Reifen und Achsen wurde bereits über einen eigenen Konsum bezogen. Das Wagenholz wurde über deutschen Großhandel oder auch über drei jüdische Händler in Tarutino zugebracht.

Wir besichtigten den ausgedehnten Holzstapelplatz von Johannes Schuh, dem zugleich eine Ledergerberei oder -aufbereitung wie auch eine umfangreiche Schweinemästerei angegliedert war.

Ein Stellmacher in Teplitz



Als wir aus dem Ort schieden, bat uns ein Tischler, mit dem wir Fragen seines Handwerks besprochen und seine Werkstatt besichtigt hatten, einen Augenblick zu verweilen: er wolle uns ein Andenken mit auf den Weg geben. Verwundert geduldeten wir uns. Nach einer Weile, es mochten fünf oder zehn Minuten gewesen sein, kehrte er zurück und überreichte uns einen — Holzhammer, einen selbstgefertigten und nach eigenem Patent, nach eigener Eingebung konstruiert. Wir waren mehr als verwundert. Ein kleiner hübsch polierter Hammer, aus dunkelgemasertem, dichtem Holz. Mehr ein Zierhammer; zu welchem Zweck sollte er gut sein? Wir bedankten uns gerührt über das Geschenk, aber auch gerührt vom Kunstsinn des Meisters.

Erst nach Jahren ging uns der eigentliche Sinn des Geschenks auf. Der Hammer wurde meinem kleinen privaten Museum einverleibt und immer wieder einmal einem Kenner vorgewiesen. Das Besondere des Hammers war seine Schäftung. Kein Nagel und

kein Leim war benutzt und doch saß der handliche Stiel wie angegossen. Professoren haben sich den Kopf über die Technik dieser Schäftung zerbrochen. Bis heute hat niemand das Geheimnis lösen können. Man müßte den Hammer aufsagen, wenn man sein Geheimnis ergründen will; das aber verbietet die Ehrfurcht vor dem Gastgeschenk dieses bessarabischen Meisters.

Auf dem Kanonenhügel

Unweit des Ortes Brienne erhebt sich gleichmäßig eine fast kugelige Kuppe zu beachtlicher Höhe. Das Auto verschwindet an seiner Flanke. Menschen auf seiner Höhe wirken wie winzige Striche.

Die Einheimischen nennen die Kuppe „Kanonenhügel“. Die Tochter des Patschkerbauern, die uns führt, verbindet mit dem Namen die Vorstellung, daß es sich um eine strategische Höhe handelt, auf der Kanonen aufgestellt wurden, wer weiß, in welchem Krieg. Viele Völker sind durch Bessarabien gezogen: Russen und Rumänen, Bulgaren und Türken, Tataren und Petschenegen. Die Hunnen in grauer Vorzeit und auch die Goten, die das Donaudelta über ein halbes Jahrtausend innehatten.

Wir denken über die Bestimmung des Hügels anders. Wir haben derlei Gebilde zu Dutzenden und zu Hunderten schon an unserem Wege durch den Donauraum angetroffen. Wir fanden sie bei Senta an der ungarischen Grenze. In der Dobrudscha waren einzelne Landstriche mit ihnen übersät.

Die Legende von der strategischen Bestimmung der Hügel ist auch durch Ausgrabungen widerlegt. Regelmäßig sind in ihnen Gräber angetroffen worden. Die Hügel bergen Bestattungen. Oft sind zwar Krieger bestattet, nicht allein mit ihren Waffen, sondern auch mit ihren Pferden. Man vermutet, daß in der Nähe auch Gefolgsleute beigesetzt wurden und daß es sich um Gräber von Anführern handelt.

Wir kennen solche Hügel aus der Lüneburger Heide, wo man sie Hünengräber nennt. Es gibt uns zu denken, daß wir sie hier, im Bereich des Schwarzen Meeres, wieder antreffen. Da in den Küstengebieten der Nordsee und des französischen wie spanischen und nordafrikanischen Atlantik die Hünenhügel meist mit Steinkammergräbern, den Dolmen und Tischen, vermennt sind, halten wir Ausschau nach diesen Parallelen. Es finden sich aber nur die aus Sandaufschüttung in mühseliger Arbeit entstandenen Hügelgräber als Zeugen eines Totenkultes, der den Berg, die Erhöhung als heilig ansehen mochte.

Wer waren die Bestatteten? Wen bergen die Totenhügel der Heide? Wen die Hügelkuppen am Schwarzen Meer?

Unversehens sind wir bei unserer völkerkundlichen Jagd in die Bereiche der Vorgeschichte geraten. Die Frühgeschichte meldet sich übrigens auch an. Schon haben wir einen Römerwall auf dem Weg von Ismail nach Sarata überquert. Dem zweiten Wall werden wir in den nächsten Tagen begegnen, wenn uns der Weg nach Neu-Sarata führen wird.

Wenn man doch in das Geheimnis dieser Hügel dringen könnte! Was für Mühe und Sorgfalt gehört dazu, sie zu öffnen und sie wissenschaftlich zu befragen. Die Schatz- und Raubgräber haben es sich immer einfach gemacht. Sie wußten, daß in ihnen Werte zu finden waren und wurden oft durch Goldfunde gelockt. In der Zwischenzeit haben wir

genauere Kenntnisse über diese Hügel erhalten.

Wir können diese vorgeschichtlich bedeutsame Frage nur anschneiden. Es sei darauf hingewiesen, daß diese von den Russen „Kurgane“ genannten Totenhügel nicht nur ihre Parallelen im europäischen Norden und am Atlantik haben, sondern bis in die sibirischen Hochgebirge reichen und darüber hinaus bis nach China hinein und daß sie sich gehäuft am Wege der Skythen finden. Im sibirischen Eis eingebettete Kurgane haben uns wertvolle Aufschlüsse über die Frühzeit vermittelt. Hier sei nur noch der Fama gedacht, der Rolle, welche diesen Hügeln im Volksleben und der Volksphantasie zugefallen ist. Die Alteingesessenen gehen nicht ohne Schauder an diesen Hügeln vorbei, weil in ihnen „wilde Völker“ bestattet sein sollen, deren Tote immer wieder auferstehen. Da tobt bei Unwetter die Wilde Jagd über die Steppe (wie über die Heide in Nordeuropa); da sind „Steppenreiter“ den Hirten auf der Steppe erschienen. Der Steppenreiter kann in der Vorstellung zurückgehen. Es gibt ein Kraut, die „Steppenerika“, deren Büsche sich im Herbst von der Erde lösen; der Wind treibt sie als Hexenkraut vor sich her, das über Stein und Gräben springt.

Knecht Stepan ist in ein Schneetreiben geraten. Er hört das Geheul und Gebrüll der Wilden Jagd. Ihn schaudert. Nun bleiben auch noch die Pferde stehen. Auch die Pferde hat's erwischt. Knecht Stepan macht sein Testament und betet sein letztes Vaterunser. Da stellt er fest, daß sein Fuhrwerk auf einen Heuschober aufgefahren ist (Bericht von B. Roßmann).

Was gelten uns jetzt und hier Gespenster der Vorzeit. Der Kanonenhügel von Brienne ist mit Weinäckern bepflanzt. Der Wein ist, wie in der Dobrudscha bei Kobadin, feldmäßig bebaut und reicht so hoch, daß wir uns darin verstecken können. Über die Reben hinweg ragen nur die Pferde, welche den Hackpflug ziehen. Auf dem ersten der Pferde, einem halbschweren Grauschimmel, sitzt Jakob, der Bruder unserer Führerin.

Der Wein vom Kanonenhügel ist gut. Offenbar ist es der gleiche „Riesling“, den Emanuel E. Leier in Kobadin zieht.

Tarutino

14. VIII. 36 (Freitag). Um Mittag brechen wir von Teplitz auf, nachdem uns der alte Buchfink behilflich gewesen ist, mancherlei Sammelgut aufzustöbern. Unsere Erdhasenfallen sind unser wertvollster Fundbesitz. Wir werden in der westlichen Steppe noch einige Dörfer anlaufen, auch nichtdeutsche, die Sammlung zu vervollständigen. Das ganze Museumsgut soll dann über Konstanz mit dem Schiff nach Deutschland gehen; so ist es mit Herrn Stocker bei der Reederei und mit der Deutschen Gesandtschaft in Bukarest abgesprochen.

Bei km 59338 tanken wir Benzin zur Reserve. Unser Verbrauch ist normal. Paris bleibt hinter uns. Wir nehmen uns nicht die Zeit anzuhalten. Wir müssen uns bei der verlockenden Gastfreundschaft vor der Gefahr des Hängenbleibens hüten. Wir sind bereits überfällig. Auch in Krasna wird nur kurzer Halt gemacht in der Mühle. Beim Kilometerstand 59375 erreichen wir das weitgedehnte, in einer Mulde liegende Tarutino, ein kultureller Mittelpunkt, ausgezeichnet dadurch, daß hier der bessarabiendeutsche Volksrat seinen Sitz hat. Sarata ist der eine Brennpunkt der Ellipse bessarabiendeutscher

Gemeinden, der andere ist Tarutino. Wir treffen im Haus von Dr. Fuchs auf eine Gastfreundschaft, die überaus verführerisch ist.

Zur Nacht bleiben? Morgen kurz den Volksrat besuchen? Und gleich weiter??

Da wird nichts daraus. In Bessarabien muß man Zeit haben. Hier steht die Zeit still. Wer Bessarabien durchhastet, hat Bessarabien nicht erlebt.

Diese Logik leuchtet ein. Das eben ist das Gefährliche. Sind wir auf einer Forschungs- oder auf einer Besuchsreise? Es kommt zu einem Kompromiß. Die Schwester der Hausfrau wird uns als Dolmetscherin zur Verfügung stehen. Wir machen Tarutino zum Standquartier für Streifzüge in die Nachbarschaft. Von hier aus sind die Gagauzen in Chiriat-Lunga¹ zu erreichen. Von hier aus auch die deutschen Dörfer abseits der Achse, wie das langgezogene Kulm mit Oberdorf und Unterdorf.

Wir bleiben also. Wir sind umgeben von einem beinahe städtischen Komfort und dabei inmitten ländlich-idyllischer Einsamkeit. Die beiden Buben tollten draußen bei Ferkeln und Hühnern umher, von ihnen manchmal nicht zu unterscheiden. Die Ordnung wird unter der „Brause“ wiederhergestellt, einen äußersten an (selbstgebasteltem) Komfort, der hier in der Steppe denkbar ist: in einem Obstbaum (oder war es eine Akazie) ist eine Gießkanne aufgehängt. Der größere der Buben hat das Amt, sie immer wieder mit frischem Wasser zu füllen. Ist man verstaubt und verschwitzt: bitte, unter die Brause. Man zieht an einem Strick, berieselt Abkühlung.

Wieviel Hühner und anderes Geflügel diesen Hof bevölkert, den man durchaus noch als ländlich, geradezu bäuerlich ansprechen kann! An Lebensmitteln aller Art ist in Bessarabien trotz der schlechten Ernte 1935 Überfluß. Für den Gast oder die Gäste ist bald ein Huhn gefangen und in den Topf gebracht. Der Keller birgt einen guten, kühlen Wein.

Ich besinne mich, daß die Nächte sehr schwül waren, zum Träumen angetan und das ganze zivilisierte und problemschwangere Nordwesteuropa zu vergessen. Welch erfrischende Abkühlung, wenn der Wind bei offenem Fenster die Vorhänge bewegte. Das Dasein schien verzaubert, getragen durch eine Welle der Sympathie von Menschen, welchen man sich unmittelbar nahe fühlte.

Aber sind wir zum Schwärmen hiehergekommen?

15. VIII. 36 (Sonabend): Wir streifen mit unserer Dolmetscherin durch den Ort, lernen kleine industrialisierte Gewerbebetriebe kennen. Auch zwei Zeitungen werden hier gedruckt, das „Volksblatt“ und die „Deutsche Zeitung Bessarabiens“. Und schließlich mache ich dem Leiter des Volksrats, Dr. Broneske, meine Aufwartung. Sie endet mit einer Einladung zum Mittagstisch für den morgigen Sonntag und mit einem „Abkommen“: der Volksrat erhält ein Vorkaufsrecht auf die während meiner Reise gewonnenen Fotos. Konnte ich ahnen, was diese Fotos einmal bedeuten würden? Daß ich sie nach langen Schicksalswirren, den aus der Heimat Vertriebenen, vom Dritten Reich Umgesiedelten und endlich in der Bundesrepublik sich Sammelnden für ihr Bildarchiv würde zur Verfügung stellen können? In welch veränderten Verhältnissen beiderseits! Jeder der Schnappschüsse, mochte er gestochen scharf oder verwackelt sein, hat ein Stück der damaligen Umwelt eingefangen.

¹Chiriet-Lunga, heute Ort in Moldawien mit etwa 2500 Einwohnern.

Kulm

16. III. 36 (Sonntag): Nach einer festlichen Mahlzeit mit Suppe, Braten und Nachtisch, machen wir uns auf den Weg nach Chiriat-Lunga. Vorher laufen wir das Dorf Kulm an. Bauer Hinz und Lehrer Erdmann, sowie der ganze Gemeinderat sind erfreut, daß wir einen Einblick in ihr Leben gewinnen wollen. Die Schule, die Klassenzimmer mit ihren bunten Bildertafeln. Das alles ist für uns von Interesse: wie wird hier das überkommene Volkstum, die deutsche Sprache, neben der rumänischen überliefert! Lehrer Erdmann geht auf unseren Vorschlag ein, das ganze pädagogische Bildmaterial nach draußen zu schaffen. So können wir die Tafeln insgesamt und auch im einzelnen aufnehmen. Während dieser Arbeit bewegt sich von der Kirche her feierlich ein Zug heran: eine Taufe, ein junges Paar in der Mitte. Die Mutter trägt das Kind in einem spitzenverzierten Stechkissen.

Später sind wir Gast in der Primarie, im Bürgermeisteramt. Auch hier dürfen wir ungestört fotografieren. So sind sie nun in unser Archiv geraten, der Notar (er hieß wohl Eckert?) und seine Ratsbeisitzer, ebenso Lehrer Erdmann und seine Kollegen.

Unter den Schulbildern griffen wir uns zum Festhalten einige heraus, welche das mittelalterliche Rumänien verherrlichen. Es handelt sich um Geschichtsszenen: Herrscher im wallenden Bart und vollem Ornat im Thronessel; man denkt an den Kaiser Barbarossa. Szenen auch zwischen Batori und Mihai Viteazul. Für unsere Sammlung fotografieren und erwerben wir noch Haspeln zum Seilziehen, Erdhasenfallen auf dem Prinzip des Fallbretts beruhend. Von der Findigkeit der Kolonisten kündigt eine selbstkonstruierte Trommel zum Maissäen, also eine selbstkonstruierte Maissämaschine einfachster Art.

Vom Oberdorf und Unterdorf erfahren wir mancherlei. Wie die Burschen eifersüchtig darüber wachen, daß kein Mädels aus dem einen Ortsteil in den anderen heiratet. Geschieht es doch, muß der bevorzugte Ortsteil eine Buße zahlen. Wir hätten gern mehr davon gehört und lieber alles notiert.

Die Zeit drängt. Wir müssen weiter.

Kurzbesuch bei den Gagauzen in Chiriat-Lunga

Im engeren und weiteren Donauraum finden sich verstreut winzige Volkssplitter, deren Herkunft und Schicksal noch der Aufhellung harret. In der Batschka stießen wir auf Schokazen und Bunjewazen, in Bulgarien suchten wir nach den Lazen. In der Dobrudscha fanden sich Reste von Tscherkessen und zahlreich Tataren, Armenier und Zigeuner verschiedener Stämme. Wir sind auf dem Weg in die Karpaten, um dort noch die Huzulen zu besuchen. Gewiß werden wir in den Karpaten auch noch auf manche Volkssplitter stoßen. Hier ist uns die Möglichkeit gegeben, ein Gagauzendorf, eben Chiriat-Lunga, zu besuchen.

Beim Einfahren in das Dorf ist kaum ein Unterschied gegen andere Kolonistendörfer zu bemerken. Wie Kulm auf dem Gipfel einer Abdachung gelegen ist, so Avdarma¹, der nächste Ort auf dem Sattel einer Abdachung zwischen zwei Rissen. Die Fahrt führt durch unruhiges, stark erodiertes Gelände über ein Flußtal hinweg.

¹ Avdarma, auch in der Republik Moldau, hat heute etwa 3 800 Einwohner, 94 % Gagauzen.

In der Norddobrudscha (Sommer
1936)



Die Gagauzen sind, soviel wir bisher wissen, ein aus Kleinasien an die Donau verschlagener Volksstamm, den Türken verwandt. Sie bekennen sich als Christen, sind keine Muselmanen. Bei der ersten Begegnung sind wir enttäuscht, daß sie so wenig orientalisch sind. Gewiß, man könnte sie für Türken halten. Unter den Türken gibt es einen mehr westlichen und einen mehr orientalischen Typ. Zwei Männer von dreißig, vierzig Jahren zeigen ein volles Gesicht, mit stark geschnittenen Zügen, der ältere trägt einen schütterten Vollbart unter dem Kinn. Die Frauen sind gesetzt mit teilweise vollen, breiten, leicht slawischen Gesichtern. Wir können keine genauen Studien machen, da die Zeit drängt. Die beiden Männer werden uns vorgestellt als Schnitzer. Was sie schnitzen? Eine Frau holt aus dem Innern des Hauses ein Kruzifix: Christus am Kreuz mit erhobenen Armen, volkstümlich und katholisch mehr im römischen als im orthodoxen Sinn. Wir erwerben es für das Museum.

Wir werden ins Haus geführt: überrascht halten wir den Atem an, als wir einen Seitenraum betreten, der über und über mit kostbaren russischen Ikonen geschmückt ist. Es ist wohl der Heilige Winkel. Aber wie reimt sich dieses orthodoxe Christentum mit der römisch-katholischen Kruzifixdarstellung?

Für unsere ethnographische Sammlung finden wir außer Ikonen volkstümlicher Art noch geschnitzte Spinnstöcke auf geschnitztem Fuß, die das Völkerkundemuseum in Berlin als besonders interessant befunden hat. Dazu kommen weitere geschnitzte Gegenstände, so ein Holzrahmen, blau bemalt. Die Gagauzen-Sammlung aus Chiriat-Lunga, vervollständigt durch Material aus Desgingi¹, umfaßt in meiner Sammeliste die

Nummern 1175 — 1212. Neben Tonvasen mit Schnauzen ohne Henkel finden sich allein 21 Spinnstöcke, Haspeln, Sicheln und gestickte Hemdeneinsätze. Auf diese achten wir besonders, da in den Stickereimotiven uralte Symbolik als Ornament sich niedergeschlagen hat, die noch genauer zu untersuchen ist. Die Hemdärmel, die Hemdeinsätze und die Rocksäume wie auch die Schürzen sind vielfach bestickt.

Ein Fund, der unser besonderes Interesse erregt, konnte leider nicht in unseren Besitz übergehen. Beim Öffnen der Tür zur guten Stube geriet eine Reihe von „Unruhen“, womit die Decke vielfältig geschmückt war, in Bewegung. Diese Unruhen erinnern an die heute so beliebten „Mobiles“ unserer Stuben, wie Bilanzgebilde aus Strohhalmen, mit aufgehängten Fischen oder Schiffen oder Vögeln, die beim leisesten Lufthauch umeinander kreisen.

Ähnlich fanden wir hier in Bessarabien als Unruhen „Geflügelte Ostereier“, bunt bemalt mit dem Sinn, wie gute Geister und Genien den Bewohnern des Hauses Segen zu verleihen.

Dieser Schmuck gehört in die Reihe kultischbestimmter Ornamentik und in den Motivkreis des Ostereis, des Welteneis und der Sonnenmystik. Wir begegneten ihm im geschmückten Osterei der Huzulen wieder und in dem mit der Einfärbung verbundenen magischen Brauch. (Hierüber meine Mitteilung in „Religionen, Konfessionen“, Zürich, 1961/29).

Rast in Tarutino

Kilometer 59 377: wir sind nach Tarutino zurückgekehrt. Damit haben wir uns wieder dem Bann der Gastfreundschaft ausgeliefert. Aus einem Tag werden zwei Tage. Aus zwei Tagen wird der dritte Tag. Es gibt übrigens triftige Gründe für unser Verweilen: die Federn des Wagens müssen dringend nachgezogen werden. Der Wagen wird aufgebockt und in der Ortsschmiede werden die Federblätter neu gesprengt. Kostet 3 000 Lei. Das ist der Betrag, um den wir an den Gaurat Fotos verkaufen wollen. Wir müssen uns schon aus diesen Gründen dazu halten, auch aus dem deutschen Volksleben einzufangen, was sich beibringen läßt.

Der Montag, 17. VIII, gehört dem Wagen. Am Dienstag kommt Lehrer Erdmann nach Tarutnio. Wir können uns ausgiebig über das Leben, den Schulbetrieb, aber auch über das Sagengut und die Lieder der Kolonisten unterhalten.

Eine Frau aus Basarabeasca weiß aus ihrer Jugend viel zu erzählen. Was beim Spinnen gesungen wird, was beim Maisputzen an Schwänken und Erzählungen umgeht, erfahren wir. Da wäre viel mehr auszugraben gewesen. Wir haben manches festhalten können. Leider sind die Aufzeichnungen im Krieg verlorengegangen. Aber das Bild dieser bessarabischen Märchenerzählerin konnten wir mit uns nehmen; sie erinnert uns an die Mutter Dorothea Viehmann, welcher die Brüder Grimm einen Großteil ihrer Sagen und Erzählungen verdanken, die in den Haus- und Volksmärchen vereinigt sind.

¹ Wahrscheinlich gagausisch Dezgincă, rumänisch Dezghinea.

Wann werden wir die Karpaten erreichen?

Wir haben mit aufsteigenden Tränen zu kämpfen, als wir uns von unseren Gastgebern verabschieden, die uns ebenso in ihr Herz geschlossen haben wie wir sie. Vom Mittwoch zum Donnerstag (19./20. VIII.) sind wir nochmals in Kulm zu Gast und streifen mit Lehrer Erdmann als Dolmetscher in die Nachbarschaft zur Vervollständigung unserer Sammlung. Diese versprengten deutschen Kolonistendörfer sind für uns ein unentbehrliches Reservoir an Dolmetschern und damit an Hilfe für die Sammelarbeit.

Besonders der Donnerstag gilt nochmals der Sammelarbeit. Wir lassen Chiriat-Lunga linker Hand liegen. Am Gleise entlang auf einer Straße, die durch Schlaglöcher bezeichnet ist, arbeiten wir uns nach Avdarma; immer wieder durch tiefe Auswaschungen hindurch, geradezu durch eine Mondkraterlandschaft, bis auf die Höhe von Comrat.

Zur Kennzeichnung der Zerrissenheit der Landschaft: ein Zirkelschlag von 20 km um das am Kogălnik gelegene Leipzig als Mittelpunkt, trifft unterhalb Tarutino (Wasserscheide auf der Kuppe) drei Quellflüsse des L. Chitai, der unterhalb Chitai in die Donau mündet und zwar in den Kilia-Arm. Südöstlich und südwestlich von Avdarma (wiederum auf einer Wasserscheide) werden die scharf eingeschnittenen Täler des Lunga und Lunguia überschritten. Bei Comrat, das im Tal und am Fluß gelegen ist, wird der Jalpug erreicht. Östlich von Leipzig, zwischen Beresina und Hoffnungstal, wird in kurzem Abstand der Ciaga und sein Nebenfluß überschritten. Nördlich von Leipzig trifft der Zirkelschlag den Kogălnik mit einem breiten Nebenfluß. Das System dieser eng nebeneinander in gleicher Richtung streichenden Zwillings- und Drillingsflüsse ist bezeichnend für diese Innenlandschaft Bessarabiens, so bezeichnend wie die tiefen Ausbuchtungen der ausfächernden Landschaft nach der Donau im Süden und Osten (Limane) und die Rafung der kanonartig schroffen Täler der bestimmenden Hauptflüsse des Pruth und Dnje-ster im nordöstlichen Kulminationspunkt Bessarabiens.

Kilometer 59 461 stellen wir bei der Abfahrt von Kulm fest. In Comrat wird mit 35 Liter aufgetankt. Zum ersten Mal stoßen wir auf amtliches Interesse. Wir müssen uns dem Polizeichef vorstellen und ausweisen. Was wir in Bessarabien suchen und wollen? Material zur Völkerkunde? Gegenstände für ein Museum in Berlin? Wir spüren wieder einmal, wie schwer es diesem Hüter der Ordnung wird, uns diese Erklärung abzunehmen.

Ihre Papiere? Bitte sehr!

Der Polizeichef muß uns gewähren und fahren lassen. Der Ausweis der Pressedirektion Bukarest und die besondere Empfehlung von Professor Tzigara-Samurkas vom Nationalmuseum in Bukarest wirken Wunder.

Auf eine weitere Schwierigkeit sind wir gestoßen. Wir können nicht bezahlen. Der Vorrat an Kleingeld ist erschöpft. Wir verfügen nur noch über 500-Lei-Scheine. Niemand will sie annehmen. Vielleicht kann tatsächlich auch niemand wechseln.

Heute weiß ich nicht mehr, wie wir uns in Comrat aus der Verlegenheit gezogen haben. Uns fiel noch auf, wie modisch zahlreiche, sehr hübsche Jüdinnen gekleidet waren.

Es ist spät geworden. Bei einbrechender Dunkelheit streben wir weiter. Der Polizeichef hat uns bedeutet, daß keine Möglichkeit bestehen dürfte, unsere Aufenthaltsgenehmigung zu verlängern; jedenfalls in Bessarabien nicht, allenfalls in Czernowitz. Weiter!

Unangenehme Entdeckung: der Kühler leckt. Der Motor dampft. Die deutschen Kolonien liegen jetzt hinter uns. Wir haben Aussicht noch ein deutsches Dorf, Neu-Sarata, zu erreichen, ein typisches „Tochterdorf“ der alten „Mutterkolonien“. Aber, wann werden wir Neu-Sarata erreichen?

Bei anbrechender Nacht stoßen wir auf ein Zigeunerlager. Wagenkolonnen sind im Halbkreis aufgefahren; dazwischen brennen die offenen Lagerfeuer. Unter Bäumen versteckt einzelne Bauernhöfe. An dem Zigeunerlager vorbei streben wir dem Dorfeingang zu. Ein Bauer kommt uns in den Weg, vom Zigeunerlager zurückschlenkernd. Wir sprechen ihn rumänisch an und radebrechen so gut, wie wir verstehen. Da kommt gut deutsch die Antwort: Zu mir dürfen Sie deutsch reden. Wir sind hier mehrere deutsche Bauern in Wischniowka.¹ Mein Name ist Mautz.

Der Bauer Mautz besitzt einen stattlichen Hof. Der Wohlstand seines Hofes hat sich sichtbar in seinem Körperumfang niedergeschlagen. Seine Frau ist das dürre Gegenspiel hierzu. Beider Gastfreundschaft ist herzlich und groß.

Kilometer 59 529.

Mißverständnis im Pflaumenhain

21. VIII. 36 (Freitag): Nach herzlichem Abschied von unserem Gastgeber Ehepaar Mautz und viel guten Wünschen sind wir unterwegs nach Saratica-Nou² nach Neu-Sarata. Das Dorf liegt fast genau an der Quelle des Jalpug, eines tiefeingeschnittenen Flusses, der fast gerade nordsüdlich zieht, dem in langer Zunge entgegenkommenden Jalpugliman entgegen, den er bei Belgrad erreicht.

Heute ist mir nicht mehr gegenwärtig, warum wir nicht im Tal des Jalpug gefahren sind, auf dem kürzesten Weg. Das Tagebuch verzeichnet Fahrt auf den Höhen. Ferner ist ein Umweg vermerkt, den wir über Jargara³ gemacht haben, den dortigen Markt uns anzuschauen. Die Erinnerungen an diesen Ort sind verblaßt. Dagegen entsinnen wir uns lebhaft folgender Szene: Unser Weg führt uns an einem kleinen Gehöft vorbei, das von einem Pflaumenwäldchen umgeben ist. Es ist die Zeit der reifen Zwetschgen. Wir sind ausgehungert nach Obst. Das eiweißreiche und gute Essen in der Gastfreundschaft hat uns obsthungrig gemacht. Ich stoppe den Wagen. Werde versuchen, ein paar Pfund Obst zu erstehen. Leicht wird es nicht sein, da die Bäuerin gewiß kein Deutsch verstehen wird. Ich reiche dem Bauern mit einem rumänischen Guten Abend in seinem Pflaumenhain die Hand, deute auf die reifen Früchte an den Zweigen, weise auf meinen Mund mit der Gebärde des Kauens. Statt einer Zustimmung kommt die Frage: Doktor???

Wahrheitsgemäß beantworte ich die Frage. Freudige Begrüßung und Nötigung ins Haus zu kommen. Dort weist mich der Bauer in die Schlafstube. Seine Frau liegt auf dem Bett. Ein Doktor! ein Doktor! ruft der Bauer zu seiner Frau hinüber und bedeutet sie, sich freizumachen für eine Untersuchung.

Herzhaftes Gelächter auf beiden Seiten, nachdem es mir unter halsbrecherischer

¹Rumänisch Vişniovca, ([Lage des Ortes](#))

²Heute Republik Moldau: Sărata Nouă

³Heute Republik Moldau: Iargara

Gestik gelungen ist, ihm klarzumachen, daß ich kein Mediziner, sondern ein Museummann bin.

Mit einer großen Tüte voll köstlich reifer, geschenkter Pflaumen komme ich beim Auto an. Wir hatten noch lange zu lachen über dieses beinahe fatale Mißverständnis.

Letzte Station in Bessarabien: Neu-Sarata

Am Abend des Freitag sind wir noch bis Neu-Sarata gekommen. Die gastliche Unterbringung ist ähnlich wie in Tarutino. Bei Pfarrer Lukas finden wir volles Verständnis für unsere Arbeit, zugleich die Möglichkeit, in das Leben einer so weit vorgeschobenen Gemeinde, vor allem in deren kirchliches Leben tiefer einzudringen. Seien die Kolonistendörfer römisch-katholisch oder protestantisch oder baptistisch wie in der Dobrudscha einige: immer ist das Herkommen und die Sprache so auch die Kirche neben der Schule bindendes Glied.

Zu meinem Bedauern stelle ich in meinem Archiv fest, daß wir unseren Dank fotografisch sehr unzulänglich abgetragen haben. Wie in Kobadin in der Dobrudscha sich Pfarrer Hahn bereitwillig zur Verfügung stellte, uns zu den Denkwürdigkeiten des Ortes, zu vorgeschichtlichen und geschichtlichen Wällen und als Dolmetscher zu den Tataren und Bulgaren zu begleiten, so fanden wir auch in Pfarrer Lukas wieder einen verlässlichen Führer zu benachbarten rumänischen und zu kleinen deutschen, zu den sogenannten Hektargemeinden.

Von den rund 20 Fotos, die wir von dieser letzten Station mitgebracht haben, bezieht sich kein einziges auf Neu-Sarata selbst; es sei ein persönliches: meine Tochter hoch zu Pferd (des Pfarrers) reitend zwischen den Akazien seiner Pfarrei. Ganz gewiß sind wir in Neu-Sarata der Gefahr der Gastfreundschaft, aber auch dem Leben des Dorfes und der Gemeinde zum Opfer gefallen. Denn: am Sonnabend (22. VIII.) verbucht das Bordtagebuch eine Fahrt in die benachbarte Kreisstadt Leova am Pruth, die ohne Hindernis bewältigt wurde. Bei km 59 553 starten wir. In Leova tanken wir bei km 59 564 30 Liter auf (vielleicht sind wir des Tankens wegen gefahren, um weitere Streifen machen zu können?) Am Nachmittag wird die Hektargemeinde Bergdorf besucht, das seinen Namen seiner Lagen in dem unruhigen Hügelgelände verdankt. Auch hier ist der Steppencharakter gemildet, wo nicht gar verloren. Das Dorf versteckt sich unter einem Akazienhain. Die Hütten der Hektargemeinde sind aus Lehm gestampft, niedrig wie die Hütten der Tataren in der Dobrudscha und wie diese mit Stroh bedeckt. Der Kinderreichtum ist groß; entsprechend auch die Armut. Sozial ergibt sich wiederum eine Parallele mit den kinderreichen Dörfern der Dobrudscha, die auf zu enger Landbasis leben müssen, während die großen Ländereien sich im Besitz kinderarmer Familien befinden. Pastor Lukas bemüht sich, für die soziale Zwangslage eine Lösung zu finden. Die Tochterkolonie ist jung. Sie besitzt bereits eine kapellenartig kleine Kirche, an der weiter gebaut wird. Ihre Lage am Rand der Steppe ist günstig, zum Pruth und der Moldau ist nicht weit.

Wir überraschen die Bauern bei der Weinernte und Kelterei und bekommen von dem frischen, süßen Most zu kosten. Im Nu ist ein quirlender Trupp von Kindern um uns versammelt. Sie bauen sich kerzengerade vor der Kamera auf. Halbwüchsige Kinder schleppen jüngere auf dem Arm. Das typische Bild einer übergroßen Fruchtbarkeit in den

Familien.

Von Bergdorf aus besuchen wir noch Rohrbach, ebenfalls eine junge Gemeinde. Über Filipene kehren wir zurück.

Dieser Sonabend ist bis zum letzten ausgeschöpft.

23. VIII. 36 (Sonntag): Nach dem Gottesdienst planen wir eine Rundfahrt zu weiteren Dörfern. Ich muß mich an dieser Stelle berichtigen: der Besuch von Desgingi, der sich als besonders ausgiebig erweisen sollte, ist nicht von Tarutino, sondern von hier aus erfolgt. Oder sollten wir zweimal dortgewesen sein?

Die lebendige Art der Predigt des ganz in der Wirklichkeit stehenden Pastors Lukas verbindet uns dem Leben seiner Gemeinde unmittelbar.

Kirchliches Leben in der Diaspora

Nur die Muttergemeinden besaßen die Kraft, aus Eigenem zu leben. Die Tochterkolonien bedurften der Hilfe. Aber auch die Muttergemeinden konnten nur bestehen in andersgläubiger Umwelt, wenn sie zusammen hielten.

Für die „armen evangelischen Gemeinden in Rußland“ wurde in Petersburg 1858 eine Unterstützungskasse gegründet und vom russischen Staat bestätigt. Die Aufgaben entsprachen in etwa denen des Gustav-Adolf-Vereins. Für die ostrussischen verstreuten Gemeinden war das Konsistorium in Moskau zuständig. 1862 unterstanden Petersburg 83 Kirchspiele, 1909 deren 117. In weiter Verstreuerung lagen diese evangelischen Gemeinden in dem ausgedehnten orthodox-gläubigen Rußland. Eine Statistik von 1863 zeigt den Umfang der zu leistenden Aufgaben. Es wurden 87 900 Kinder getauft, 36 736 konfirmiert, 17 344 Paare wurden getraut; an 1 757 244 Gemeindeglieder wurde das Abendmahl gereicht; 52 899 wurden zu Grabe getragen. Bei der hohen Sterberate war das Amt des Pfarrers schwer und ernst.

Die Abhängigkeit von Petersburg bedeutete nicht nur die Bedrängnis aus Russifizierungsversuchen; mit diesen waren auch solche zur konfessionellen Umstimmung verbunden. Erst die liberalere Politik Alexanders II. ermöglichte die Selbsthilfe der Gemeinden und ihre Zentralorganisation.

Wenige Jahre nach Gründung, 1866, wurde für Bessarabien ein Bezirks-Komitee eingerichtet in: Tarutino (das vordem zu Odessa gehörte); diesem unterstanden die Kirchspiele in Tarutino, Arzis, Sarata, Klöstiz, Alt-Elft und Kischinew.

Neu-Sarata wurde 1906 begründet und dem Pfarrer aus der Unterstützungskasse Gehaltszulage gezahlt.

Wer die Daten der Statistik prüft, ist erstaunt, mit wie wenig Mitteln im ganzen im einzelnen gewirkt worden ist. 1859 brachte ganze 14 148 Rubel Einnahmen (das schwächste Jahr); das beste Jahr verzeichnet 180 874 Rubel.

In 50 Jahren (1858—1908) wurden durch Kollekten, Vermächtnisse und Stiftungen 4 374 034 Rubel zusammengetragen und 3 965 126 ausgegeben für: Kirchenbauten, Bet- und Schulhäuser, Amtswohnungen, Kirchengerät, Fahrgeld für die amtierenden Prediger, Ruhegehalt für die Eremitierten, Unterhalt für Schulen und Lehrer, Lehrmittel und Ausbildung von Predigern und Küstern, sowie Stipendien für Küsterlehrer; ein umfangreiches Programm, das die Verwurzelung des Innenlebens der Gemeinden in der harten

Umweltwirklichkeit dartut.

Pannen zur Unzeit

Unsere Freude über den überholten Wagen war nicht von Dauer. Gewiß kosteten die Streifen durch das zerrissene bessarabische Hügelland Benzin und Verschleiß. Daß dieser so erheblich werden würde, konnten wir nicht ahnen.

Unsere sonntägliche Streife führt uns über Jorgara nach Dobuschi; einem Dorf, das zur Hälfte aus Deutschen besteht, landschaftlich reizvoll an Teichen gelegen.

Unterwegs versagt das Auto wieder den Dienst. Wir bauen den Vergaser auseinander. Ist es ein Wunder, bei unseren Fahrten durch die Steppe, daß der Vergaser sich mit dem feinen Lößmehl vollgesogen hat. Dem Motor wird diese Kost ebenfalls nicht bekommen sein. Auch die Zündung macht Schwierigkeiten.

Die Freude an einer überreichen Ausbeute in den rumänischen und ruthenischen Dörfern läßt uns die in den Pannen liegende Gefahr nicht recht zum Bewußtsein kommen. Morgen werden wir zum Pruth aufbrechen. Den Weg dahin kennen wir schon. Sobald wir den nahen Fluß überschritten haben, sind wir gerettet, auf einer festen Straße durch die Moldau, durch die Nähe großer Orte. Dann sind wir der Staubwüste, der motormörderischen, Bessarabiens entkommen.

Die Pannen haben zur Folge, daß wir erst nachts in Neu-Sarata zurück sind. 59 670 km. 150 km Streifen um den Ort herum haben gute Beute gebracht.

Ein Stellmacher in Teplitz



Die ethnographische Ausbeute

Bessarabien ist in meiner Sammeliste mit den Sammelnummern 1051 bis 1822 vertreten. Folgende Orte haben zur Sammlung beigetragen: Ismail, Arzis, Brienne, Teplitz, Krasna,

Chiriat-Lungä, Tarutino, Kulm, Filipeni, Desgingi, Neu-Sarata.

An Sammelgegenständen sind verzeichnet: Schilfarbeiten, Besen, Reusen, Pfeifen, Dreschschlitten, Steinsägen, Nachtwächterspieß, Zieselfallen in großer Zahl, Hanfbrecher, Maishacke, Steinaxt, Senknetz, Bohrwinde, Holzflasche, Puppen, Kruzifix, Madonna, Ostereier und Hl. Geist (Unruhe aus bunten Eierschalen mit Flügeln), Zimmerschmuck aus Bohnen, Spinnstöcke, Mamaligatopf, (Maisbrei-), Ostereier, Webarbeiten (Kilim), Ziertücher, Spinnrad, Haspeln, Wocken, Lampen, Kerzenformen, Sägeschränke, Knochenspielzeug, Käfer- und Iltisfallen, Maisbeil, Zwiebelhacke, Schnepfenfalle, Ikone, Dengelblock, Sensenbaum, Fruchtbart, Schnitzarbeiten, Sichel, Dengelhammer, Flasche in Bastgeflecht.

Besonders interessant sind die Spinnstöcke, die buntornamentierten Ostereier und Unruhen, die Dreschsteine und -schlitten und überaus reich die mancherlei Fallen. Wir sind nicht müßig gewesen. Diese reiche Ausbeute verdanken wir der tatkräftigen Unterstützung durch die deutschen Kolonisten, Lehrer und Pfarrer als Dolmetscher und Gastgeber.

In Tarutino ist eine Sendung an das Völkerkundemuseum in Berlin gepackt worden. Die Überführung nach Berlin wird durch die Reederei in Konstanz besorgt, deren Kommissar Stocker uns in jeder Weise behilflich gewesen ist.

Inzwischen haben wir das Material für eine neue Sendung an Bord. Der Wagen ist überladen. Die Wege sind schlecht. Armer Wagen! Halte durch!

Unwetter zur Unzeit

24. VIII. 36 (Montag): Wir haben die Nacht wieder in dem gastlichen Hause von Pastor Lukas zugebracht; eine Nacht, in der unvorstellbar schwere Regengüsse niedergegangen sind. Wir sind in der Falle. Unsere Aufenthaltsbewilligung ist abgelaufen.

Pastor Lukas geht mit uns zur Primari. Eine Verlängerung ist in Bessarabien nicht zu bewirken. Wir müssen eilen, nach Czernowitz zu kommen. Aber wie?

Am Nachmittag brechen wir auf zur Weiterfahrt. Die einst staubbedeckten Wege sind grundloser Morast geworden. Das Auto sinkt in die weiche Decke ein. Vollgas. Immer tiefer geraten wir in den Schlamm.

Pastor Lukas ist für alle Fälle mitgekommen. Mehrmals müssen alle Insassen des Autos aussteigen. Es ist wie auf der Fahrt nach Burnas. An die Stelle von Direktor Mauch ist Pfarrer Lukas getreten.

Das Auto rutscht. Aussteigen: Schieben! Das Auto rutscht, nein, es greift wieder: Einsteigen! Aussteigen! Einsteigen!

km 59 692: Der Pruth ist erreicht. Leova, das Handelsstädtchen am Ufer. Wir fühlen uns schon geborgen. In Neu-Sarata glaubten wir genug Brennstoff zu besitzen. Der Tank ist leer. Wir füllen wieder auf mit 40 Litern; restlos leergefahren.

Herzlicher Dank und Abschied vom kameradschaftlichen Pastor Lukas.

Die Fahrt geht abwärts am mäßig steigenden Hang des Pruth. Nun kann uns ernsthaft nichts mehr geschehen. Zivilistaion ist wieder in Sicht.

Übergang über den Pruth

Wir sollten uns gründlich getäuscht haben. Die Fähre über den Pruth ist ähnlich wie die über den Chiliakanal bei Ismail sehr primitiv. Die Landeplanke der Fähre überdeckt zwar das Ufer. Als ich das Auto aber aufsetzten will, zeigt sich der Boden so weich, daß das Auto sich tief in den Schlamm bis an die Radnaben hineinarbeitet.

Da sitzen wir. Bessarabien will uns nicht loslassen. Und die Polizei will uns nicht mehr dabehalten.

Die Lage ist so fatal, daß ich gar nicht daran denken kann, ein Foto dieser Situation zu machen, die gewiß einige Schnappschüsse gelohnt hätte.

Wie kommen wir weiter! Wer holt uns heraus aus dieser Patsche? Nur Rumänen kommen in Frage. Was Hände hat, faßt mit an. Menschliche Kräfte sind nicht ausreichend. Hier muß Vorspann beschafft werden. Mein Sohn Reinhart macht sich radebrechend ans Werk, ein Gespann Pferde für uns zu finden.

Pferde sind nicht aufzutreiben. Ein Gespann Ochsen ist unsere Rettung diesseits der Fähre.

Als wir endlich auf dem Westufer des Pruth ankommen, ist nicht daran zu denken, mit der schwachen Kraft des Motors den steilen Uferhang zu nehmen. Abermals müssen Hilfskräfte und ein Joch Ochsen organisiert werden. Die zugfesten, nicht eben stürmischen Tiere legen sich ins Geschirr. Der Wagen bewegt sich. Hilfsbereite Hände schieben nach. Peitschenknallen, anfeuernde Rufe, Fluchen dazwischen: Wir haben die Höhe gewonnen.

Unser Blick fällt auf das jenseitige Ufer, auf den Ort und die dahinterliegende Landschaft, auf Bessarabien zurück: unser bessarabisches Abenteuer, unsere Deltadurchquerung liegt hinter uns. Wir atmen auf: überstanden! Was nun?